

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

HERAUSG.: JOACHIM GÜNTHER · RUDOLF HARTUNG

Heft **39**

O K T. 1 9 5 7

VERLAGSORT GUTERSLOH

I N H A L T

Heinz Risse Der Deserteur · Manfred
Hausmann Das Hohelied · Jürgen Rausch
T. E. Lawrence oder die Schrecken der
Freiheit · Erwin Reisner Über den philo-
sophischen Sinn der physikalischen Apo-
rien · Eberhard Horst Südliches Licht
Johannes Spörl · Deutsche Universi-
täten VIII Die Ludwig-Maximilians-Uni-
versität München · Will Grohmann Paul
Klee und die Anfänge einer Harmonie-
lehre in der Kunst · Walter Heist Christliche
Mystik und christliche Politik · R. H. Eine
Entdeckung: Alain Robbe-Grillet
Besprechungen

C. BERTELSMANN

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

HEFT 39 — OKTOBER 1957

Heinz Risse: Der Deserteur	577
Manfred Hausmann: Das Hohelied	582
Jürgen Rausch: T. E. Lawrence oder die Schrecken der Freiheit	591
Erwin Reisner: Über den philosophischen Sinn der physikalischen Aporien	603
Eberhard Horst: Südliches Licht	615
Johannes Spörl: Deutsche Universitäten VIII	
Die Ludwig-Maximilians-Universität München	622

BLICK IN DIE ZEIT

Will Grohmann: Paul Klee und die Anfänge einer Harmonielehre in der Kunst	632
Walter Heist: Christliche Mystik und christliche Politik	
Bemerkungen zum „renouveau catholique“ in Frankreich und Deutschland.	639

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Eine Entdeckung: Alain Robbe-Grillet	647
Besprechungen	
Bernhard Böschenstein: Die Barke Phantasie. Zeitgenössische französische Lyrik übertragen von Karl Krolow	649
Peter Hamm: Kuno Raeber / Die verwandelten Schiffe. Gedichte . . .	650
Joachim Günther: Gertrud von Le Fort / Erzählende Schriften	651
Walter Schürenberg: William Faulkner / Wilde Palmen und Der Strom	653
Walter Lennig: Gertrud Fussenegger / Das verschüttete Antlitz	654
Günter Giefer: Bruce Marshall / Die Rote Donau. Roman	655
Herbert Nette: Günther Anders / Die Antiquiertheit des Menschen . .	657
Thilo Koch: Erich Kuby / Das ist des Deutschen Vaterland	658
Günther Busch: Dolf Sternberger / Über den Jugendstil und andere Essays	659

FORUM

Erik G. Wickenburg: Festspiele auf österreichisch	661
Notizen	664

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

11277

Zu dem Korps des Generals Pershing, das die Amerikaner im ersten Weltkrieg nach Europa schickten, um diesen endlich zu beenden, gehörte ein junger Mann, der nur widerwillig Soldat geworden war; die Umstände freilich, in denen er vor seiner Ausbildung gelebt hatte, und die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, sie zu ändern, hätten eher vermuten lassen, daß es ihm erwünscht sein oder doch leichtfallen werde, sein zum Höheren offenbar nicht bestimmtes Leben dem Vaterlande wieder zur Verfügung zu stellen. Das war wie gesagt nicht der Fall. Der junge Mann hieß George Wheeler.

Seine Truppe wurde zunächst in einer ruhigen Stellung eingesetzt, dort auch immer nur für ein paar Tage belassen, weil man sie so am besten an das den Europäern jener Zeit schon geläufig gewordene Dasein gewöhnen zu können glaubte. Wheeler saß an einem Abend nach der Rückkehr aus der Kampflinie mit Kameraden in der Kneipe des Dorfes Rumont, in dem ihr Quartier lag. Er war mißmutig und schweigsam; da er sich aber selten anders gab, kümmerte sich keiner darum. Im Verlauf des Abends jedoch fiel den Kameraden auf, daß sich Wheelers eine ständig wachsende Unruhe bemächtigte; er rückte auf seinem Stuhl hin und her, blickte sich wiederholt um, nach der Theke, hinter der der Wirt stand, und nach der Tür, als ob er jemanden erwartete, aber der Wirt kümmerte sich nicht um ihn, und die Tür blieb geschlossen. Bei all dem sprach er kein Wort; seine Lippen allerdings bewegten sich mitunter, als redete er mit sich selber, schließlich ging er sogar nach draußen, kam aber sogleich wieder herein.

„Na, hast du was gesehen?“ fragte ihn hänselnd einer von den Kameraden.

„Nein“, erwiderte Wheeler. „Aber hier ist es gewesen.“

Sie verstanden nicht, was er meinte, schwätzten lachend auf ihn ein, mittendrin drehte er sich um, griff in die Tasche, warf dem Wirt ein Geldstück auf die Theke und ging hinaus.

„Verrückt“, sagte einer, dann redeten sie von anderem.

Bevor noch der Dienst am anderen Morgen begann, suchte Wheeler den Hauptmann auf, der die Kompanie führte. „Ich habe einen Mann getötet“, sagte er. „Einen Mann aus dem Dorf hier. Seine Leiche habe ich begraben. Es wurde nicht gemeldet. Man verlangt von mir, daß ich es melde.“

„Was erzählen Sie da für einen Unsinn?“ schrie der Hauptmann und starrte Wheeler an. „Sie haben einen Mann ermordet? Einen Franzosen? Wie hieß der Mann?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Wheeler.

„Weshalb haben Sie ihn denn ermordet?“ brüllte der Offizier.

„Das weiß ich auch nicht“, antwortete Wheeler. Als er merkte, daß der Hauptmann wieder zu schreien anfangen wollte, fügte er, offenbar in dem Glauben, den Offizier so besänftigen zu können, hinzu: „Ich weiß es nicht. Aber es wird mir noch einfallen, denke ich.“

Diese Antwort bestätigte dem Hauptmann, daß seine Vermutung, er habe es mit einem Verrückten zu tun, richtig sei – es gibt, dachte er, solche Fälle plötzlich

auftretenden Wahnsinns bei Soldaten, denen das Klima in den eisernen Regionen noch fremd ist. Mit ruhiger Stimme fragte er:

„Sie haben die Tat in der letzten Nacht begangen?“

„Ja“, sagte Wheeler, „ja.“ – Nun zögerte er wieder. „Kann sein in der letzten Nacht“, fuhr er fort, „kann sein früher.“ Dann, als sei das der Anker: „Aber ich bin nicht bestraft worden für die Tat. Sie mußte zunächst gemeldet werden.“

Sonderbar, dachte der Offizier und schüttelte den Kopf. Er sieht ganz vernünftig aus, der Mann, nichts von Schützengrabenkoller. – „Wo haben Sie die Tat begangen?“ fragte er.

„Auf der Straße vor der Wirtschaft“, erwiderte Wheeler.

„Und dann haben Sie die Leiche verscharrt?“

„Jawohl.“

„Wo?“

„Unter einem Baum abseits der Landstraße.“

„Sie können mir die Stelle zeigen?“

„Jawohl.“

Der Hauptmann öffnete die Tür und rief nach seinem Melder: er solle zwei Mann von der Wache holen, befahl er. Während er auf die Leute wartete, ging er im Zimmer auf und ab, manchmal warf er einen Blick auf Wheeler, aber er sprach nicht mehr mit ihm. Als die Soldaten eintraten, erklärte er ihnen, Wheeler sei als verhaftet zu betrachten. Wo er untergebracht werden solle, wollten die Leute wissen. Zunächst auf der Wache, entschied der Hauptmann. Danach befahl er, den Bürgermeister herzubringen. Ein alter Bauer erschien bald danach: er sei der Bürgermeister, erklärte er, was dem Herrn beliebe?

„Einer meiner Leute“, sagte der Hauptmann, „hat in der Nacht einen Bewohner dieses Dorfes getötet.“

Der Bauer blickte verwundert, dann schüttelte er den Kopf.

„Ich hätte davon gehört“, erwiderte er. „Da ich nicht davon gehört habe, wird es sich um einen Irrtum handeln.“

Wheeler hat mich belogen, dachte der Hauptmann.

„Vielleicht stammt der Ermordete aus einem Nachbardorf“, sagte er.

„Das wäre möglich“, erwiderte der Bürgermeister. Wo die Leiche sei, fragte er dann.

„Vergraben“, sagte der Hauptmann. „Der Mörder wird uns den Platz zeigen.“ – Theater, dachte er, wer weiß, wo das hinausgeht – den Wheeler lasse ich einsperren, wenn er keine Leiche findet. Möglicherweise ist er übrigens doch verrückt.

Sie gingen nebeneinander zum Wachlokal, der Bürgermeister rief ein paar Bauern an, die vor ihren Häusern standen. Sie möchten Spaten nehmen und mitkommen, sagte er. Dann holten sie Wheeler.

Wheeler ging zwischen zwei Leuten von der Wache, er hielt den Kopf gesenkt; auch als sie an der Wirtschaft vorbeikamen, hob er ihn nicht.

„Halt“, rief der Hauptmann. „War es hier?“

Wheeler hob den Kopf und blickte um sich.

„Ja“, erwiderte er. „Hier etwa.“

„Wie...?“ fragte der Hauptmann. „Wie – haben Sie es – nun...?“

„Mit einem Messer“, erwiderte Wheeler.

Der Hauptmann beugte sich nieder und suchte.

„Kein Blut“, sagte er. „Wo ist das Messer?“

„Vergraben“, erwiderte Wheeler. „Mit der Leiche.“

„Weiter“, sagte der Hauptmann.

Zwei Minuten danach erreichten sie den Baum; er stand auf einer Wiese, die beim letzten Haus des Dorfes begann.

„Hier ist es“, sagte Wheeler und zeigte zu Boden. „Nein, ein wenig weiter nach dort.“

„Wenn Sie mich zum besten haben möchten, Wheeler“, sagte der Hauptmann, „so werden Sie einiges erleben. Hier ist seit Jahr und Tag nicht mehr gegraben worden.“

Wheeler antwortete nicht; er nahm einem der Bauern den Spaten aus der Hand und begann zu graben, die anderen schlossen sich an. Der Hauptmann trat zur Seite und sah den Arbeitenden zu: ohne Leiche kein Mörder, dachte er, natürlich kann er das Opfer anderswo eingescharrt haben, aber anderswo ist überall, am besten gebe ich den Fall ans Militärgericht ab, das hätte ich ohnehin gleich tun sollen.

Er war bereits entschlossen, die Arbeit einstellen zu lassen, als mit einem Klumpen Erde ein länglicher Gegenstand aus der Grube geworfen wurde; es klirrte, als er einen Stein berührte.

„Das Messer“, sagte Wheeler. – Er spricht das Wort, dachte der Hauptmann, als wäre er stolz, seinen Mord beweisen zu können. Wahrscheinlich ist er doch verrückt. Es ist sogar sicher, daß er verrückt ist.

Er nahm das Messer auf, putzte die Erde mit den Fingern ab und betrachtete es. Es hatte eine ziemlich lange Klinge und ein Stahlheft als Griff, erst allmählich kam ihm zum Bewußtsein...

„Das Messer“, sagte er, „hat zwanzig Jahre hier gelegen. Oder auch dreißig.“

Bevor er aber dazu kam, Wheeler auseinanderzusetzen, daß dieser mit dem soeben gefundenen Messer keinesfalls vor wenigen Stunden einen Mord begangen haben könne, stießen die Grabenden tatsächlich auf die Überreste eines Menschen, doch konnte auch dieser nicht am Abend zuvor noch gelebt haben, so sauber war ihm das Fleisch von den Knochen genagt.

„Wollen Sie mir weismachen, Wheeler“, fragte der Hauptmann, „daß Sie diesen Mann ermordet haben? Gestern abend?“

„Ich weiß nicht, wann es war“, erwiderte der Soldat. „Aber ich bin nicht bestraft worden.“

Der Hauptmann nahm sich zusammen, um nicht im Beisein der Bauern heftig zu werden, er antwortete nicht, sondern wandte sich an den Bürgermeister.

„Können Sie feststellen“, fragte er, „um wen es sich bei dem Toten – bei dem Skelett handelt?“

Der Mann zuckte die Achseln.

„Man müßte versuchen“, erwiderte er, „etwas zu finden, woraus sich Schlüsse

auf den Namen des Ermordeten ziehen lassen. Zum Beispiel, wenn man einen Ring fände. . .“

Sie gruben vorsichtig mit den Händen weiter; die Erde war locker, mit Sand durchsetzt und ziemlich trocken. Einer stieß auf eine alte Taschenuhr, er klopfte den Dreck ab, außen war sie zerfressen, aber auf der Innenseite des Deckels trug sie einen Namen eingraviert, den konnte man noch lesen: „ARNOT“ buchstabierte der Bürgermeister.

„Kennen Sie einen Mann dieses Namens?“ fragte der Hauptmann.

„Er wäre in meinem Alter, wenn er noch lebte“, erwiderte der Bürgermeister.

„Aber der kann es nicht sein – er ist ausgewandert. Nach Amerika. Er hatte keine Angehörigen mehr.“

Er dachte einen Augenblick nach.

„Um 1890 muß das gewesen sein“, fuhr er fort. „Er hat alles versilbert, was er besaß, um die Überfahrt bezahlen zu können. Da war noch einer, der ging mit ihm, GRANVILLE hieß er, auch ohne Anhang.“ –

„Der Name?“ fragte Wheeler. „Was war das für ein Name soeben?“ Er hatte die Worte des Franzosen nicht verstanden, aber der Klang des Namens packte ihn.

Der Hauptmann wiederholte den Namen – in englischer Aussprache.

„Kennen Sie jemanden, der so heißt?“ fragte er.

„Nein“, erwiderte Wheeler, „er ist zwei oder drei Jahre vor meiner Geburt gestorben. Aber meine Eltern haben von ihm gesprochen: ein armer Teufel, eingewandert aus Europa, er litt an der Schwindsucht, sie haben ihn gepflegt, bis er starb. Dafür hat er ihnen sein Haus vermacht, sie wohnen seitdem dort, und ich bin da geboren – das heißt, eigentlich ist es kein Haus, nur eine Hütte.“

„Dieser Granville wird seinen Genossen ermordet haben“, sagte der Hauptmann.

„Doppeltes Reisegeld – nicht wahr? Aber es hat ihm nicht angeschlagen – das heißt. . .“ Er schwieg und blickte Wheeler an.

Aber das Kreuz hat er abgeben dürfen, dachte er, es ist sozusagen im Haus liegengeblieben oder in der Hütte, als er ging – fertig zugeschnitten für dich, damit du es mitschlepptest, wenn du einmal nach Europa kämest.

„Woher wußten Sie, Wheeler, daß hier einer begraben worden ist?“ fragte er.

„Ich habe ihn umgebracht“, murmelte Wheeler; dabei sah er auf seine Füße hinab, vor ihm lagen weißlich grau ein paar Knochen.

Ach ja, dachte der Hauptmann, ich vergaß, du bist ja verrückt. Oder du weißt zu genau, was früher einmal mit dir gewesen ist, die Seelen wandern und finden keine Ruhe – vielleicht darf man das gar nicht verrückt nennen.

„Ich werde Sie zum Arzt schicken“, erwiderte er. „Ihr könnt ihn hinbringen“, fügte er, sich an die Leute von der Wache wendend, hinzu, „sagt dem Doktor, ich würde ihn selbst unterrichten, weshalb ich Wheeler zu ihm schicke.“

Damit wandte er sich und kehrte ins Dorf zurück. – Wer entdeckte, auf was für Wegen das Wissen in die Hirne kriecht, dachte er, der wäre ein großer Mann, ein Wohltäter der Menschheit – vielleicht übrigens kein Wohltäter der Menschheit, sondern mehr ein Übeltäter; bei so großen Sachen liegen Wohl und Wehe unzertrennlich beieinander.

*

Doch später, so zwanzig oder dreißig Jahre später, wenn ihn da einer fragte: „Wie war noch die Geschichte mit dem Soldat Wheeler, die Sie seinerzeit erzählt haben?“ so antwortete er: „Er war ein Drückeberger, glaube ich. Er hatte sich eine eigene Art von Verrücktheit zurechtgelegt, eine neue, verstehen Sie, die die Militärärzte noch nicht kannten.“ Wenn der andere sich darüber wunderte und sagte: „Davon haben Sie damals nichts gesagt, ich meine, Sie hätten von Seelenwanderung des Mörders gesprochen, und wie kam denn das Skelett gerade dorthin, wo Wheeler graben ließ?“, so schüttelte er den Kopf und erwiderte: „Seine Eltern werden es ihm erzählt haben – Granville, vermute ich, hat ihnen die Tat gebeichtet, als er starb; so etwas tun viele Mörder, sie tragen das Schweigen bis ans Ende, aber sie können es nicht halten darüber hinaus. Oder wenn Sie das nicht glauben wollen, so nehmen Sie den Zufall zu Hilfe – unter der Erde ist es voll von Begrabenen, stechen Sie immer hinein mit dem Spaten, es ist schon fast ein Zufall, wenn Sie nicht auf einen treffen.“

Dann aber wurde er plötzlich heftig.

„Was wollen Sie überhaupt von mir?“ rief er. „Erläuterungen? Gewißheit? Halten Sie mich für den lieben Gott? Möglichkeiten – das ist alles, was ich Ihnen anbieten kann, aus denen besteht das Leben, machen Sie mit ihnen, was Sie wollen. Heute dies und morgen jenes – glauben Sie denn, so ein Vorfall hätte am Abend noch dasselbe Gesicht wie am Morgen oder am Mittag? Sie sind doch weitergegangen, nicht wahr? Oder glauben Sie, Sie könnten leben wie die Toten?“ Wenn der andere über so aufgeregtes Wesen den Kopf schüttelte, war es möglich, daß der Hauptmann wieder ruhig wurde und fragte:

„Habe ich Ihnen übrigens erzählt, daß die Drückebergerei ihm nichts genützt hat, dem Wheeler? Er ist umgekommen, untergegangen mit dem Schiff, auf dem sie ihn von Europa wegbefördert haben, um ihn daheim seelisch zu durchleuchten. Man soll eben nicht ums Leben spielen, nicht wahr? Dabei verliert sogar der Gauner mit den gezinkten Karten seinen Einsatz.“

Manfred Hausmann legt uns eine neue Nachdichtung des Hohenliedes vor, aus der im folgenden ein Teil abgedruckt ist. Man muß gleich sagen, daß es sich nur um einen Versuch handeln kann, denn unser Verstehen solcher Lieder aus großer zeitlicher und räumlicher Ferne ist begrenzt. Die Tatsache einer solchen Übersetzung ist wichtiger als ihre Einzelheiten, wichtiger auch als die Frage, in welchem Maße die Übersetzung den ursprünglichen Liedern nahekommt, in welchem Maße, in welcher Weise sie ein Eigenes ist.

Es hat gute Gründe, wenn in unserer Zeit ein Dichter auf das Hohelied aufmerksam wird. Er wird empfunden haben, daß diese Lieder unserem Geschlecht und unserer Zeit mehr bedeuten könnten als irgendwelche anderen fernen und fremdsprachigen Dichtungen, die man sammelt und liest nur, weil sie interessant sind.

Das Hohelied ist ein Teil der Bibel. Die jüdische Gemeinde der letzten Zeit vor Christus hat es dem Kanon ihrer heiligen Schriften eingefügt. Dies konnte damals nur auf Grund einer allegorischen Deutung der Lieder geschehen. In dem Bräutigam der Lieder sah und hörte die Gemeinde Gott, ihren Herrn, in der Braut sich selbst, seine erwählte Gemeinde, das von ihm geliebte Volk. In der Bibel der Christenheit wurde dieselbe Allegorie übernommen, nur daß an die Stelle Gottes jetzt Christus trat, an die Stelle des jüdischen Volkes die christliche Gemeinde. Dieses Hinüberwandern einer fremden Allegorie in eine dem Christen eigene ist gut zu verstehen, wenn man den Hintergrund ansieht. Die allegorische Schriftdeutung, eine Deutung also, die hinter dem offenen, wörtlich zu verstehenden Text einen tieferen, geheimen, nur dem Einsichtigen verständlichen Sinn sieht, ist bald aus der jüdischen Schriftgelehrsamkeit in die Schriftauslegung der Kirche übergegangen, in der sie zu neuer Blüte kam. Ein neues, reiches Leben gewann das allegorisch gedeutete Hohelied insbesondere in der Mystik; zunächst in der Mystik des hohen Mittelalters, in der wiederum deutliche Einflüsse jüdischer Mystik zur Auswirkung kamen und von dort in viele Verzweigungen mystischer Frömmigkeit sich ausbreiteten bis hinein in die Kirchenlieder, die sich gern der Bilder des Hohenliedes bedienen.

Diese allegorische Deutung aber, die den Liedern den Eingang in die jüdische ebenso wie in die christliche Bibel verschaffte, ist heute in der christlichen wie in der jüdischen Deutung des Hohenliedes fast ganz verlassen. Auch die katholischen Ausleger, die sich viel mit dem Hohenlied beschäftigt haben, hängen heute nicht mehr einstimmig der allegorischen Deutung an. Vom 18. Jahrhundert an setzte sich allmählich die Deutung des Hohenliedes als einer Sammlung weltlicher Liebeslieder durch. Im 19. Jahrhundert fand ein deutscher Konsul in Damaskus dort im Lande einen Brauch, der das Verständnis des kleinen Büchleins wesentlich gefördert hat. Bei den Hochzeitsfeiern nämlich, die dort eine Woche dauern (von dieser Hochzeitswoche ist schon an einigen anderen Stellen der Bibel die Rede), werden Braut und Bräutigam als Königin und König gefeiert. Wenn in den Liedern von einem kostbaren Königsthron erzählt wird, auf dem der König, umgeben von seinem Gefolge, Platz nimmt, wenn von seiner Krönung am Tage der Hochzeit erzählt wird und der Name des Königs Salomo mehrfach in den Liedern begegnet, so findet dies alles seine Erklärung ohne Schwierigkeit in den Hochzeitsbräuchen des Landes, von denen wir hier gerade noch eine Spur erkennen. Den eigentlichen Hochzeitsfestliedern wurden Liebeslieder hinzugefügt; die natürlichste Erklärung dafür ist das Singen solcher Lieder an den vielen Tagen der Hochzeitsfeier.

In jüngster Zeit wurde ein neuer Deutungsversuch dieser Sammlung von Liebesliedern unternommen. Forscher, die sich besonders mit den neugefundenen kanaaniäischen Texten aus Ugarit beschäftigten, fanden in den Liedern hier und da Anspielungen auf alte, kanaaniäische Mythen, die in den Texten von Ugarit zutage gefördert worden sind. Sie vermuteten in den

Liedern Kultrituale, die, dem Tamuz-Ishtar-Kult ähnlich, den Mythos einer königlich-göttlichen Hochzeit spiegelten, wobei Gott und Göttin durch den menschlichen Bräutigam und die menschliche Braut, die „Königin“ und den „König“, repräsentiert wurden. Doch sind diese Anklänge an den Mythos zu gering, und von einer kultischen Begehung ist den Liedern zuwenig anzuspüren. Zu unmittelbar, zu frisch und lebendig sprechen sie die Sprache der wirklichen, eigentlichen Liebeslieder.

Es empfiehlt sich heute, diese Lieder auf dem Hintergrund der drei Hauptformen, in denen unserer Generation das Liebeslied begegnet, zu hören: des romantischen Volksliedes, der Liebeslieder der Dichter und der Schlager oder Songs unserer Tage! Wir können dann in den Liedern des Hohenliedes das dicht beieinander finden, was sich bei uns auf jenen drei Wegen hoffnungslos voneinander entfernt hat: das Zwiegespräch dieser Liebenden ist reine, laute Dichtung. Sie ist vor allem darin Dichtung, daß die ganze Schöpfung in dieses Liebesgespräch einbezogen wird. In den Liedern ist ein Wissen vom Schönen lebendig, das noch in gar keiner Weise zum Objekt geworden ist, sondern im Zwiegespräch, im Geben und Empfangen, im preisenden Schildern und im seligen Annehmen der lobenden Erhebung lebt. Die Liebeslieder reichen von der tiefsten Ergriffenheit bis zu frechem Scherzen etwa in dem kleinen phallischen Liedchen von den Füchsen und Weinbergen, das hier nicht wiedergegeben ist. Das beschreibende Lob des Geliebten ist Begegnung mit ihm, und diese Begegnung wird im Liebeslied Teil eines großen Lobgesangs der Schöpfung. Von hier aus wird es vielleicht manchem aufgehen, warum Liebeslieder, auch losgelöst von jeder allegorischen Deutung, in der Bibel ihren Platz zu wahren vermögen.

Claus Westermann

DIE WÄCHTERIN

Mag ich auch braun sein,
ihr Töchter Jerusalems,
dunkelbraun wie die Zelte Kedars,
so bin ich doch schön
über und über
wie die Wandbehänge
in Salomos Gemach.

Starrt mich nicht so an,
weil mein Gesicht verdunkelt ist!
Die Sonne hat mich verbrannt.

Da meiner Mutter Söhne
über mich ergrimmten,
führten sie mich hinaus,
daß ich Wache hielt
in ihren Weingärten.

Aber meinen Garten
habe ich nicht bewacht.

ZWIEGESANG

„Die Stuten vor Pharaos Festwagen
können nicht schöner geschmückt sein
als du, meine Geliebte.
Über deine Wangen fallen
gereifte Perlen.
Korallenschnüre sind
um deinen Hals geschlungen.
Ich will dir
noch eine goldene Kette schenken
mit kleinen Kugeln daran
aus Silber.“

„Solange der König mir
das Innige antut
auf seinem Lager,
ist ein Geruch von Narde um mich her.
Dort, wo der Myrrhenzweig
seinen Duft gelassen hat,
soll das Haupt meines Geliebten ruhen:
zwischen meinen Brüsten.
Der Mund meines Geliebten
schmeckt wie eine Traube,
wie eine Zyperntraube
aus den Weingärten von Engedi.“

„Herrlich siehst du aus, Geliebte!
Deine Augen sind
wie zwei Tauben.“

„Auch du bist herrlich, mein Geliebter.
Ach, herrlich bist du,
wenn du dich bewegst,
und von großer Anmut. –
Unser Bett ist nun
das blühende Gras.
Unseres Hauses Pfosten sind
die Zedern,
unser Dach die Zypressen.
Ich bin eine Narzisse
auf den Wiesen von Saron,
eine dunkelrote Anemone
in den Tälern des Gebirges.“

„Wie eine Anemone zwischen den Dornen,
so ist meine Geliebte unter den Mädchen.“

„Wie ein Apfelbaum
zwischen den Sträuchern des Waldes,
so ist mein Geliebter unter den Männern.
Ich sitze so gern in seinem Schatten.
Mein Mund hat Lust an seinen Früchten. –
Nun leitet der Geliebte mich
in die Trunkenheit eines Weinhauses.
Und alles geschieht dortselbst
unter dem Zeichen der Liebe.
Er reicht mir die reifsten Trauben
zu meiner Erquickung.
Er erregt mein Herz
mit den goldenen Äpfeln.
Seine Linke liegt unter meinem Kopf.
Seine Rechte berührt meine Brüste.
Ich beschwöre euch,
ihr Töchter Jerusalems,
bei den heiligen Hinden
und bei den Gazellen,
die über die Fluren schweifen:
stört diese Seligkeit nicht,
macht diese Liebe nicht unwillig,
bis der Zauber sich löst!“

FRÜHLING

Das ist seine Stimme,
die Stimme meines Geliebten!
Er kommt. Oh, er kommt!
Wie ein Wind
fährt er von den Bergen herunter,
wie ein Tanz
hüpft er über die Hügel.
Und nun verhält er
vor unserem Haus
und späht durchs vergitterte Fenster
zu mir herein.

„Heb dich von deinem Lager, Geliebte!
Tritt vor die Tür, du Schönste!
Der Winter ist vergangen.

Es regnet nicht mehr.
Allüberall
beginnt die Erde zu blühen.
Schon läßt die Turteltaube sich vernehmen.
Am Feigenbaum schwellen die Knospen schon,
Und leise hat ihren Duft
die Rebe.
Jetzt ist die Zeit,
da man singen muß
in unserem Lande. –
Meine Taube in den steinigen Klüften,
meine Felsentaube,
komm doch hervor aus deinem Versteck
und sing ein wenig!
Denn ich verzehre mich
nach dem Wohllaut deiner Stimme
und nach der Süße deines Angesichts.“

DIE SCHÖNSTE

Wie schön bist du doch, meine Geliebte!
Deine Augen gleichen zwei Tauben,
die sich gegeneinanderkehren.

Wenn ich dein Haar ansehe,
muß ich an eine Herde schwarzer Ziegen denken,
die vom Gilead herunterwogt.

Deine Zähne schimmern
wie frisch geschorene Schafe,
die aus der Schwemme steigen,
eins neben dem andern
und jedes trüchtig von Zwillingen.

Zwei karmesinfarbene Schnüre
sind deine Lippen.
Sooft sie sich öffnen,
geschieht eine süße Verlockung.

Hinter dem Schleier
dämmert deine Schläfe
wie das Innere
eines geteilten Granatapfels.

Dein Hals geht von den Schultern empor
wie der Turm Davids
von seinem Bollwerk.
Die Zinnen leuchten
von den tausend Schilden,
die dort hängen,
und von den Köchern der Krieger.

Deine Brüste sind zwei Gazellen,
lieblich die eine
und lieblich die andre,
Zwillingsgeschwister.

Alles an dir ist schön,
meine Geliebte,
ist makellos schön.

ZWISCHEN SCHLAF UND TRAUM

Meine Augen schliefen,
aber mein Herz zitterte
vor Wachheit.

Da, es klopft!
Der Geliebte steht vor der Tür!

„Mach auf, meine Schwester, meine Freundin,
meine kleine, unschuldige Taube,
mach auf!
Meine Stirn ist naß von Tau,
in meinen Haaren
hängen die Tropfen der Nacht.“

„Ich habe mein Kleid schon ausgezogen.
Warum soll ich es wieder anlegen?
Ich habe meine Füße schon gewaschen.
Warum soll ich sie wieder schmutzig machen?“

Da schob der Geliebte seine Hand
durch das Guckloch in der Tür.
Und meine Seele wogte ihm entgegen,
daß ich nichts mehr von mir wußte.
Ich erhob mich,
um ihn einzulassen.

Als meine Hände den Riegel berührten,
faßten sie in Myrrhe.
Meine Finger tropften
von zartem Myrrhenöl.
Ich öffnete die Tür,
aber er stand nicht mehr draußen,
der Geliebte,
er war fortgegangen.
Ich machte mich auf,
ihn zu suchen,
aber ich konnte ihn nicht finden.
Ich rief seinen Namen,
aber er antwortete nicht.
Da ergriffen mich die Wächter,
die durch die Straßen gingen.
Sie schlugen mich
bis aufs Blut.
Ich mußte meinen Umhang
in ihren Händen lassen,
in den Händen der Wächter auf den Mauern.

DER HERRLICHSTE VON ALLEN

„Was wollt ihr meinem Geliebten sagen,
ihr Mädchen von Jerusalem,
wenn ihr ihm begegnet?
Ich beschwöre euch, sagt ihm,
ich sei krank vor Verlangen nach seiner Liebe.“

„Wie ist dein Geliebter denn beschaffen,
du Schönste unter den Schönen?
Was hat er denn voraus
vor den anderen Männern,
daß du uns so beschwörst?“

„Ein roter Glanz
umleuchtet meinen Geliebten.
Sein goldenes Haupt
überragt Zehntausende.
Wenn der Wind
durch seine schwarzen Locken fährt,
gleichen sie wehenden Palmenzweigen.
Seine Augen sind hell
wie zwei blaue Tauben am Bach,

die im Schwall des Wassers gebadet haben.
Seine Wange hat einen Geruch
wie ein Beet mit Gewürzkräutern,
wie ein Behältnis mit Spezereien.
Seine Lippen erblühen
wie Anemonen
mit einem Hauch von Myrrhe.
Seine Finger sind goldene Stäbe,
an denen Edelsteine funkeln.
Seine Hüfte ist aus Elfenbein gemacht,
aus einem fehllosen Stück,
übersät mit Saphiren.
Wie Säulen aus Marmor steigen seine Schenkel
von den Sockeln empor
des lautersten Goldes.
Gewaltig nimmt seine Gestalt sich aus
wie der Libanon
und voller Hoheit
wie eine auserwählte Zeder.
In seinem Munde
sind alle Wonnen des Lebens versammelt.
Er besteht von oben bis unten
aus Herrlichkeit und Lust, –
So eine Bewandtnis hat es
mit meinem Geliebten,
ihr Mädchen von Jerusalem,
und mit dem Freunde meines Herzens.“

LIEBESNACHT

Jetzt gehöre ich ihm ganz,
dem Geliebten,
und er gehört mir.

Eine Wiese bin ich
von dunklen Anemonen.
Er weidet über mich hin.

Liebe mich, mein Geliebter,
bis der Hauch der Frühe
anhebt zu wehen,
bis die Schatten der Nacht
verdämmern!

Liebe mich gelinde,
wie die Gazelle es tut,
oder gewaltsam
wie ein junger Hirsch
in den Bather-Bergen!
Ach, komm!

GEWALTIG WIE DER TOD

Wer ist die Frau
da unten in der Steppe,
die sich an ihren Geliebten lehnt?

„Unter dem Apfelbaum,
wo deine Mutter dich
in die Windeln gehüllt hat,
als du ein Kind warst,
habe ich deine Seele erregt,
daß sie mich liebte.

Leg mich an dein Herz
wie das Siegel eines Ringes!
Nimm mich an deinen Arm
wie einen Spangenreif!
Denn die Liebe hat die Gewalt des Todes,
und ihr Anspruch ist unerbittlich
wie die Unterwelt.
Ihre Gluten
sind geheimnisvolle Gluten,
ihre Flamme
ist die Flamme des lebendigen Gottes.
Es gibt keine Wasser,
die sie zu löschen vermöchten,
auch keine Ströme,
die sie hinwegreißen könnten.
Und wenn einer käme
und wollte sie kaufen
um alle Schätze seines Hauses,
man würde nur über ihn lachen.“

JÜRGEN RAUSCH

T. E. LAWRENCE ODER DIE SCHRECKEN DER FREIHEIT

Manche Schicksale hängen über ihrer Epoche wie ein Fluch. So ist Oberst Lawrence weniger durch seine Taten und Schriften bemerkenswert als durch das Verhängnis, das er für sich selber war. In ihm stellt sich eine beklemmende Möglichkeit des Menschen dar, eine Konstellation von innen und außen, hinter deren dunklem Muster seine bedeutenden Leistungen zurücktreten. Seine Unternehmungen, so kühn und farbig sie waren, bleiben am Rande des großen Geschehens, und seine Aufzeichnungen, so glänzend sie sein mögen, werden doch niemals ein von ihrem Autor selbständiges Leben haben. Seine Existenz aber bezeichnet ein Äußerstes und in ihm eine Zeit, in der die Räder nach der Achse schrein.

Malraux sagte, über jedem Menschen schwebe die Drohung seiner Wahrheit. Aber nicht jeder bemerkt diese Drohung. Lawrence lebte fast ohne Unterbrechung in ihrem Schatten, und sein Wunsch, mehr zu sein, als er war, verwandelte sich im Laufe seines Lebens in die Verwünschung seiner selbst. So wurde er exemplarisch für ein Wesen, das unter seinen Möglichkeiten auch die hat, unmöglich zu werden, und das von dem quälenden Gedanken besessen sein kann, daß es nicht existieren sollte.

Die Zeugnisse seiner Selbstverdammung sind zahlreich und zeigen, daß das Nichts ihn angehaucht hatte. Wer sein Leben betrachtet, empfindet zugleich Angst und Mitleid. Am Ende bietet er uns das Bild eines Menschen, den das Vergebliche überanstrengt und tödlich ermüdet hat. Sein Tod ist höchst symbolisch für ihn und seine Zeit: die Entfesselung der Mittel reißt ihn aus dem Leben. Aber es gibt keine Geschwindigkeit, die groß genug wäre, um der Verzweiflung zu entkommen.

Lawrence düsterte nach Freiheit und Größe. Er wollte nicht nur den Umständen, sondern auch den Gewohnheiten die Stirn bieten und in einer Weise ungebunden sein, die an Wurzellosigkeit grenzt. Um den Bedingungen gegenüber souverän zu werden, unterwarf er sich schon früh dem Angriff der Elemente und zeigte eine sportive Askese, die durch seine körperliche Leistungsfähigkeit begünstigt wurde. Sein Trieb, in primitiven Medien zu leben, ist nicht frei von ungesunden Übertreibungen und zog seine Kraft aus der großen Grundtrauer seines Wesens: er wußte, als er zum Manne reifte, für seine enorme Begabung keinen glaubwürdigen Dienst, und so richtete er seine Kräfte am Ende gegen sich selbst, überzeugt, daß auch dieses wie alles vergeblich sein würde. Seine Ungebundenheit wurde so schrecklich, daß er den hoffnungslosen Versuch unternahm, „Bindungen nachzuahmen“. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich seine Bemerkung, sein stärkster Beweggrund, am arabischen Aufstand teilzunehmen, sei ein persönlicher gewesen, als einen Hinweis auf dieses qualvolle Experiment deute. Er ist ein moderner Hiob, dem Gott alle seine Reichtümer unter der Bedingung ließ, nicht zu wissen, wozu er sie besäße.

Da ihn seine Natur mit vielen Gaben verwöhnt und seinen Ehrgeiz angestachelt hatte, „das Unfaßbare hervorzubringen“, fehlte ihm die Fähigkeit, sich zu bescheiden und das Bedingende anzuerkennen. So kommt es zu dem seltsam und widersinnig scheinenden Vorgang, daß er sich aus Mangel an Demut zu demütigen versucht. Er kann sich nicht verzeihen, nicht das zu sein, was ihm vorschwebt, ein Alexander oder ein großer Künstler. Ihn macht es rasend, in allem nur „beinahe“ groß zu sein. Da er in seinem Innersten etwas trug, „das die Bremse anzieht“, schleicht sich in seine Urteile über sich selbst ein verächtlich-hämischer Zug, eine schmerzlich-neidische Lust, sich selber weh zu tun und sich dort zu verbrennen, wo er am empfindlichsten war. Er selber spricht von seinem Masochismus „in ethischer Beziehung“. Aber diese Versuche, sich zu beugen und zu demütigen, waren zugleich irrsinnige Empörungen seiner Hybris. Dankbarkeit für das Gewährte, dieser große Balsam, war ihm versagt. Er wütete gegen sich selber, weil er sich als „zweitklassig“ empfand. Es ist möglich, daß der Makel seiner Geburt hier mitgewirkt hat, um so mehr, als der Abscheu vor sich selbst im Ekel vor allem Geschlechtlichen gipfelte. Zeitlebens hatte er Angst, körperlich berührt zu werden. Daß man nicht anders als durch den Leib einer Frau zur Welt kommen kann, scheint ihm immer peinlich gewesen zu sein, und er beklagt, daß das Geschlechtsleben des Menschen nicht auf Brunstzeiten beschränkt sei. Dieser unerschrockene Soldat zitterte im Gefecht vor der Möglichkeit eines Handgemenges, in dem sich die Haut der Feinde reibt. „Der Ekel vor der fremden Berührung war schlimmer als der Gedanke an Tod und Niederlage.“ Der „letzte Sinn“ des Körpers lag für ihn nicht darin, „Gefäß des Geistes zu sein, sondern sich aufzulösen und mit seinen Urbestandteilen ein Feld zu düngen“. Man begreift, daß er sich vom Verwesenden lösen wollte wie von einer Schmach, gegen deren Fesseln er eine „beharrliche Gleichgültigkeit“ ins Feld zu führen gedachte, und man ahnt, warum er sich „der Wüste organisch gewachsen fühlt“: mit seiner wilden Billigung strafte sie seinen Leib für die Verwachsung mit seinem Geist. Später benutzte er dann die Schnelligkeit als einen Versuch, sich vom Körper zu befreien. „Die Schnelligkeit reißt uns über unseren Körper hinaus“, bekennt er. Aber das ist das Urteil eines Trunkenen.

Lawrence besaß alle Mittel, um sich zu quälen, vor allem ein immer waches Bewußtsein, und die hohe Verletzlichkeit einer Membrane, um bis zur völligen Erschlaffung zu leiden. Dann weinte er wohl am Ende seiner brieflichen Bekenntnisse, aber auch diese Tränen scheinen ihm keine Erleichterung verschafft zu haben. In seinen besten Zeiten irrte er sich, indem er seine Fluchten in Angriffe umdeutete, in seinen dunklen Stunden ergriff ihn die heillose Wahrheit seines Wesens. Er lebte an den Grenzen. Aber von den Grenzen unserer Existenz kommt Kunde über das Zentrum. Wir erkennen an ihm, daß kein Grad von Ungebundenheit und Begabung die fehlende Bestimmung ersetzen kann und daß der Mensch niemals genügend Mittel erfinden und schaffen wird, um die Leere zu füllen, die eintritt, wenn der Sinn ausgewandert ist.

Natürlich kann man das Exemplarische der Erscheinung durch den Hinweis auf die pathologischen Züge derselben in Frage stellen. Hogarth, den Lawrence vor

dem ersten Weltkrieg bei den Ausgrabungen in Karkemisch unterstützte, erklärte einfach, Lawrence sei nicht normal gewesen. Von anderen wird er als klein und böseartig geschildert. In der Tat weist seine Gestalt koboldhafte Züge auf. Er besaß Anlage und Neigung zu Teufeleien vom Schabernack bis zum erschreckenden Exhibitionismus, er konnte Theater spielen, sich in eine Rolle verlieben, eitel und anmaßend sein, lähmendem Trübsinn verfallen, aber das alles berührt nicht den Kern seines Wesens. Es sind nur Symptome. Zwar hat Lawrence sich selber einmal gefragt, ob nicht das Irrenhaus sein nächstes Stadium sein würde, und beklagt, daß sein Freund Lionel Curtis nicht Psychiater sei, um ihm sagen zu können, wo und wie dieser Aufruhr enden würde. Aber was besagt das schon! Kein Mensch bleibt normal, wenn das Nichts ihn wirklich angreift. Diesem Angriff sind wir alle wie einer vernichtenden Arktis ausgesetzt. Es hat daher wenig Sinn, die Betroffenheit, in die uns diese Existenz versetzt, durch falsche Distanzierungen zu schmälern. Es gibt keine Quarantäne gegen den Nihilismus. Er wird nur in der Zuwendung besiegt, welche die Ansteckung wagt und auf Immunität hofft. Wegen seines Nihilismus spreche ich hier von Lawrence. Denn nicht in seinen Wirkungen ist er wichtig, sondern als Zeichen eines Zustandes und einer Zeit, die dem Fürchterlichen benachbart sind. Das Fürchterliche aber ist die Leere und ihre Verlassenheit, der Punkt, in dem sich die Freiheit in Losgelassenheit verwandelt. Hier gähnt eine Einsamkeit, die das Ich eine Zeitlang durch andauernde Beschäftigung mit sich selber zu bestreiten sucht. In der Tat hat Lawrence seinen „Subjektivismus“ hart gerügt. Aber dieser ergab sich konsequent aus seiner inneren Lage, denn sein Nihilismus war keine Weltanschauung, sondern eine Verfassung. Auch half ihm dieser Subjektivismus nicht lange. Lawrence war zu scharfsinnig und zu sehr darauf bedacht, sich selber in Frage zu stellen, um nicht zu bemerken, wie dieser Subjektivismus „stank“. So stürzte er sich denn in das Kollektiv mit der Absicht, ein seiner selbst lediges Rädchen im Mechanismus zu werden. Er zeigt uns ein Leben, das an dem Reichtum seiner Mittel fast erstickt, während es nach der einzigen Bestimmung hungert, die es erlösen kann. In seinem Zentrum war Lawrence geschwächt. Das ist zwar eine befremdende Vorstellung bei einem in jeder Beziehung so leistungsfähigen Manne. Aber keine Leistung vermag das gesprungene Sein zu heilen. Die Blumen seiner Begabung, die aus den Rissen wachsen, dürfen uns nicht täuschen. In den „Sieben Säulen der Weisheit“ gesteht er, daß er zu den tiefsten Tiefen seiner ungewöhnlichen Willenskraft nicht vorzudringen wagte. Denn dort lauerte eine furchtbare Schwäche auf ihn: die Ohnmacht eines Wesens, das sich zu nichts bestimmt weiß und das sich daher zum Nichts bestimmt. Aus dieser „triumphalen Schwäche“, die am Ende nur noch den Tod liebt, stammt „das Nihilistische in seiner Haltung“. Er wollte sich zugleich rechtfertigen und loswerden, groß sein und sich selber bestrafen – und dies alles in einem Akt. So hatte er niemals Freude an seinen Taten, ja er bedauerte alles, was er geschaffen hatte. Die Augenblicke der Bejahung sind so selten wie Brunnen in der Wüste. Ich erinnere mich nur an einen einzigen Augenblick der Genugtuung: an dem Tag, da sein siegreiches Heer in Damaskus einzog, scheint er eine kurze Freude empfunden zu haben.

Weil sein Lebensgefühl von der Überzeugung beschattet war, daß er besser nicht wäre, dachte er den finstersten Gedanken des Menschen, daß besser überhaupt nichts wäre. Diese Verneinung ist eine unserer extremen Möglichkeiten. Als solche ist sie „normal“, auch wenn die Folgen furchtbar sind.

Lawrence wußte also um sich, und was er zu wissen glaubte, machte ihm das Leben unerträglich. Weder seine glänzende Begabung noch sein früher Aufstieg, weder sein militärischer Erfolg noch sein Ruhm konnten ihn beruhigen. Im Gegenteil, er betrachtete sich als mißglückt, seine Taten als Mißerfolge, seine Werke als zweitrangig, seinen Ruhm als Befleckung. Er fühlte sich besiegt und entehrt, während er gefeiert wurde, und bedauerte, daß er mit dem arabischen Aufstand überhaupt eine Hoffnung verbunden hatte. „Ich war ein Schlag ins Wasser.“ Er spricht von der „tiefen Abneigung gegen das, was ich bin“. Aber diese Abneigung hatte keine produktive Seite. Man darf dieses Gefühl nicht als die kämpferische Ablehnung mißverstehen, mit der jeder Mensch seinen Mängeln gegenübertritt. Diese Abneigung entspricht nicht der Bestürzung des Gewissens, sondern einer totalen Verdammung seiner selbst. Als ob er sich selber geschaffen hätte, glaubte er, das Recht zu haben, sich zu verwerfen – eben darin liegt die Hybris seiner existentiellen Ohnmacht.

Die Grundstimmung seines Lebens war getönt durch Einsamkeit und Melancholie. Früh überfiel ihn das Bewußtsein, ganz anders und auf verhexte Weise ausgeschlossen zu sein. Neben einem beklemmenden Stolz treten hamletsche Züge hervor: „Meine Natur ist nicht grobsaitig genug, ich nehme alles zu schwer und habe ein zu empfindliches Gewissen“, oder „ich habe die Politik satt, ich habe den Orient satt und ich habe die Intellektualität satt. O Gott, wie bin ich müde! Ich möchte mich so gerne niederlegen, schlafen und sterben. Sterben ist das schönste.“ Schon früher hatte er den Schlaf als „das größte Vergnügen auf der Welt“ gepriesen. Es war für ihn der Urlaub vom Sein, den er nicht im Erwachen, sondern im Einschlafen genoß.

Zu den Menschen findet er keine lebenspendende Verbindung. Mit 22 Jahren fragt er seine Mutter: „Warum hat man an nichts Gefallen, wenn andere Menschen dabei sind?“, und nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst schreibt er an H. S. Ede: „Niemand hängt von mir ab, ich habe kein Gemeinschaftsgefühl, kenne keine Pflichten gegen meinen Nachbarn. Ich möchte 80% meiner Tage allein verbringen und von 80% meiner Mitmenschen in Ruhe gelassen werden, der Mitmänner, denn die Mitfrauen unter Sechzig sollen mich zu 100% in Ruhe lassen.“ Abgesehen von seiner seelischen Müdigkeit, die eine Folge der Überanstrengung, der ihn sein gespaltenes Wesen ununterbrochen aussetzte, und der Mißerfolge war, die ihm alles vergeblich erscheinen ließen, erschwerte ihm auch die Kompliziertheit seiner Natur den Zugang zum andern. Es gibt einen Grad von individualistischer Differenzierung, für die sich kein korrespondierendes Du mehr findet. Dieses konstitutionelle Ausgeschlossensein wurde noch endgültiger durch die verzweifelten Experimente, die dieser „so heftig entwurzelte“ Mann mit sich angestellt hatte. Ich habe erwähnt, daß er in der Not seiner Bestimmungslosigkeit

„Bindungen nachzuahmen“ trachtete. Aber gerade das hohe Maß, in dem ihm das gelang, wurde verhängnisvoll für ihn. „In meinem Falle brachte mich die Mühe dieser Jahre, die Kleidung der Araber zu tragen und ihre Geistesart nachzuahmen, um mein englisches Ich und ließ mich den Westen und seine Welt mit neuen Augen betrachten: sie zerstörten sie mir zugleich. Andererseits konnte ich ehrlicher Weise nicht in die arabische Haut hinein – ich tat nur so. . . Ich hatte eine Form abgestreift, ohne eine andere anzunehmen; und das Ergebnis war ein Gefühl tiefster Vereinsamung im Leben und der Verachtung, nicht der Menschen, aber alles dessen, was sie taten. Solches Losgelöstsein kam in einer Zeit über den Mann, als er von überlanger körperlicher Anstrengung und Absonderung erschöpft war. Sein Körper schleppte sich mechanisch weiter, während sein vernünftiges Denken ihn verließ und von außen kritisch auf ihn herabblickte, sich fragend, was dieser wertlose Ballast eigentlich tat und warum. Manchmal unterhielten sich die beiden Ichs im Leeren; und dann war der Irrsinn nahe, wie er wohl einem Menschen nahe sein kann, der die Dinge gleichzeitig durch die Schleier von zweierlei Sitten, zweierlei Bildung, zweierlei Umwelt zu betrachten vermochte.“ Diese erschütternde Stelle aus den „Sieben Säulen der Weisheit“ enthält fast alle Momente, auf die ich hinwies: Einsamkeit und Verachtung, Spaltung des Ich, die Leere und die Nähe des Wahnsinns. Allein die Begründung, die Lawrence am Ende gibt, überzeugt nicht. Nicht die relativierende und entwurzelnde Möglichkeit, alle Dinge durch das eine oder das andere Menschentum doppelt zu sehen, hat ihn so tief verwirrt. Er hatte sich von seiner Bestimmungslosigkeit befreien wollen und eine Ausschließlichkeit nachgeahmt, die sein ganzes Wesen überanstrengte. Dabei war ihm aber die letzte Bestimmtheit verlorengegangen, und er existierte nur noch als qualvolle Selbsterlegung in liebloser, glaubensloser und hoffnungsloser Leere.

Wie viele Schnitte trug dieser unglückliche Mensch in seinem Wesen! Wie scharf und verletzend waren die Ränder seiner inneren Brüche! Er tritt vor uns als ein Mann der Tat, als einer jener großen Einzelgänger, die ein Werk vollbringen, das nur auf sie gewartet zu haben scheint. Alle seine frühen Forschungen und Träume, seine ausgedehnten Reisen und Ausgrabungen, seine körperliche Leistungsfähigkeit und seine Neigung zu primitiven Zuständen – das alles schienen Voraussetzungen zu sein, die in die Führung des arabischen Aufstandes mündeten. Aber er war im Grunde nicht einseitig genug, um mit innerster Bejahung ein Täter zu sein. Es fehlte ihm an Ausschließlichkeit, und da er nicht auf einem Auge blind war wie die meisten, strapazierte er ohne Unterlaß sein Gewissen. Es kostete ihn eine ungeheure Anstrengung, eindeutig, das hieß für ihn, einseitig zu sein und nur das Recht der einen Partei zu sehen. „Es ist nicht gut, die beiden Seiten einer Angelegenheit zu erkennen und von Amts wegen nur einer folgen zu dürfen.“ Es gelang ihm, solange die äußeren Strapazen den inneren die Waage hielten oder sie sogar übertrafen. Dies war der Idealfall. Sowie er aber Erleichterung erfuhr oder gar den Sieg in Händen hielt, erlebte er Zusammenbrüche und Lähmungen seiner gesamten Existenz: die Droge war ihm ausgegangen. Er hat mehrmals betont, daß er im Grunde für ein kontemplatives Leben bestimmt sei und durch

einen Zufall ein Tatmensch wurde. „Immer wollte meine Seele weniger, als ihr zugemutet wurde.“ Hamlet hätte diesen Satz sagen können. Vor allem die Führerschaft selbst, das Befehlen und Verantwortung-Tragen, das Entscheiden und Beispiel-Sein, wurde ihm zuviel. Aber seine Begründung, er sei sich zu geringfügig vorgekommen, um den Platz eines Tatmenschen auszufüllen, ist nicht ganz glaubwürdig. Denn als seine „gedankenbohrende Natur“ später Gelegenheit hatte, ein ihr entsprechendes kontemplatives Leben zu führen, machte Lawrence von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch, sondern unterwarf sich in seltsamer Umkehrung nach den Exerzitien des Befehlens denen des Gehorchens. In Wirklichkeit übernahm er sich aus Mangel an Eindeutigkeit mit allem, was er tat, und spielte immer mit den Möglichkeiten seines Wesens, die gerade nicht zum Zuge kamen, denn in ihnen glaubte er, seine Größe zu erkennen. So war er nie ganz beteiligt und fühlte sich um die Wirklichkeit unseres Lebens, die eben in einer vollen Beteiligung besteht, betrogen. Es liegt ein zermalmender Widerspruch in dem Bekenntnis: „...ich bin so heftig entwurzelt und so tief in eine Aufgabe hineingestoßen worden..., daß mir alles seine Wirklichkeit verloren zu haben scheint.“ Diesen Verlust der Wirklichkeit versuchte er wohl damit zu überbrücken, daß er seine eigentliche Aufgabe in dem erblickte, was er gerade nicht tat. „Statt nach der Quelle am Ende der Welt zu forschen“, führte er die Araber durch die Wüste. Aber wenn er Zeit hatte, zu jenen Quellen aufzubrechen, fühlte er, daß er „gerade nicht gut genug“ dafür war. So floh er aus einer seiner Möglichkeiten in die andere, immer aufgeschreckt durch das ehrgeizige Gefühl, seinen Idealen nicht gewachsen zu sein. „Daher diese Ziellosigkeit“, das Gefühl, überflüssig zu sein, und dieser Überdruß, der alles für vergeblich hält. Man findet Äußerungen, die aus dem Prediger Salomonis stammen könnten: „Das Handeln habe ich verworfen und dazu das geistige Leben und das, was wir durch unsere Sinne aufnehmen können, und den Kampf der Geister. All dies wurde bei mir zum Mißerfolg, und daher sagt mir mein Verstand, daß auch Gehorsam, Nichtwissen-wollen ein Mißerfolg sein wird.“ Aus dieser Düsternis erhebt sich ein totaler Kulturpessimismus: „Kann irgendein Nutzen, irgendeine Wahrheit in all unseren Sitten, unseren Wissenschaften und Künsten liegen?“ Und dieser Pessimismus sinkt in einer lahmen Verzweiflung zusammen: „Vernunft beweist, daß es keine Hoffnung gibt, und deshalb hoffen wir sozusagen mit einbeinigem Geiste weiter.“ Begabt und überfordert wie Hamlet, fähig, seine Pflicht zu tun, unfähig, Genüge darin zu finden, erreicht sein Nihilismus seinen Gipfel in der Verneinung des Lebens und alles Seienden überhaupt: „Da ich Schöpfung nicht billigen konnte.“ Das also war die Nachtseite jenes vor Tausenden ausgezeichneten Schülers, jenes jungen Archäologen und glänzenden Schriftstellers, des großen Partisanenführers, der ein fremdes Volk zu begeistern vermochte, der das „Mittelalter der Wüste“ erlebte und dem bunten Heere in seidenen Gewändern voranzog, während sein Geist die Prinzipien entwarf, nach denen im zweiten Weltkrieg die Partisanenverbände kämpften. Aber im Grunde war er kein Held. Im 99. Kapitel der „Sieben Säulen der Weisheit“ schreibt er selber, daß das Heldenhafte ihm fremd war und daß die Geschichte ihm keinen Zugang zum Heroischen gegeben hätte. Die wirklichen Helden unter seinen arabischen Freun-

den erschienen ihm „so phantastisch wie die Berge der Rumm“. Er war ein Emigrant seiner selbst, dem es seine großen Fähigkeiten erlaubten, eine Weile in einem Heldentum, an das er selbst nicht glaubte, Zuflucht zu suchen.

Wer die Kapitel 99 bis 103 in den „Sieben Säulen der Weisheit“ mit Verständnis gelesen hatte, konnte eigentlich nicht völlig überrascht sein, als 1955, fünf Jahre nach dem von Lawrence testamentarisch festgelegten Termin, der zweite große Experimentalbericht über sein Leben, „Der Prägestock“, erschien. Dieses bittere, unerfreuliche Buch, dessen sachlicher Gehalt weit hinter den „Sieben Säulen der Weisheit“ zurückbleibt, ist ein menschliches Dokument ersten Ranges. Lawrence hatte nach der Beendigung des ersten Weltkrieges die hohe Auszeichnung abgelehnt, mit der ihn sein König dekorieren wollte. Er hatte sich, desavouiert durch den Treubruch, den England an den verbündeten Arabern beging, von den orientalischen Angelegenheiten zurückgezogen. Allein es scheint, daß auch hier die tiefsten Beweggründe viel tiefer lagen. Lawrence war noch nicht von sich selber geheilt, vielmehr hatte das arabische Experiment ihn nur kränker gemacht. Er ruhte nicht, seine Leistungen herabzusetzen und vor seinem Ruhm in die öffentliche Verachtung seines Ruhms zu fliehen. Aber all das genügte seinem Ekel und seiner Einsamkeit nicht. Sein Wunsch, sich loszuwerden, muß rasend geworden sein. Ob er dabei irgendeine Hoffnung hatte, sich verwandelt zurückzuerhalten, ist ungewiß. Jedenfalls trat er eines Tages als einfacher Rekrut unter falschem Namen in die Armee ein. Daß man es ihm erlaubte, muß als ein Zeichen besonderer Rücksicht angesehen werden.

Für viele ist es bis heute ein Rätsel geblieben, warum dieser große Truppenführer, der bekannte, alles Soldatische verabscheut zu haben, dann 12 Jahre als einfacher Soldat diente. Man fragte mit Recht: Wo liegt der Schlüssel für ein Wesen, das seine Begabungen, seine Leistungen für nichts achtete und nur den Wunsch hatte, in der Masse zu verschwinden? Wie erklären wir uns einen Menschen, der sich in den Kopf gesetzt hatte, „das Unfaßbare hervorzubringen“, aber dann seine Befriedigung darin fand, „einem mechanischen Zweck zu dienen“? Liegt hier ein glatter Abbruch vor, oder steigt dieses Schicksal wie eine schwarze Blume aus der Mitte seiner vorläufigen Blätter hervor, erwachsen aus der Natur des unseligen Mannes und genährt durch die Geschehnisse, welche diese Natur um sich versammelte?

Sicherlich bilden die Gründe, die Oberst Lawrence zu dieser Selbstdegradierung, ja Selbstverstümmelung bestimmten, ein oft kaum entwirrbares Geflecht. Auch wiegen nicht alle Motive gleich schwer, und wahrscheinlich sind manche nur Vorwände, hinter denen Lawrence sich vor anderen und vor sich selber verbarg. Aber es muß in diesem Geflecht einen Hauptstrang gegeben haben, der genau von der Stelle im Innern ausgeht, wo ich das Zentrum dieses Menschen suche. Klarer als beim arabischen Aufstand ist es von vornherein, daß es sich hier um ein Experiment handelt, bei dem der ganze Mensch in die Retorte stieg. Zwar hat Lawrence mehrmals die Bemerkung gemacht, er sei in die Luftwaffe eingetreten, um Material für ein Buch zu sammeln. Aber wir können dieses Material nicht als Hauptgrund gelten lassen, obwohl er diese Absicht gehabt hat, obwohl dieses Buch nun vorliegt – jedoch nicht als das, als was es geplant war. Während es Lawrence

glänzend gelungen ist, den arabischen Aufstand zu schildern, ist sein Versuch, ein Bild der kollektiven Lebensform zu entwerfen – und dies war seine Absicht –, in einem „stinkenden“ Subjektivismus gescheitert. Dies Buch ist weniger ein Werk als vielmehr ein Dokument zur Pathographie eines Nihilisten. Ein anderes, vielleicht wichtigeres Motiv war die Scham darüber, daß sein Ruhm in allzu großem Gegensatz zu dem Mißerfolg stand, in den die englische Politik seinen Feldzug verwandelte, als sie die Versprechungen mißachtete, die Lawrence den Arabern gegeben hatte. Aber so tief ihn das auch getroffen haben mag und so sehr er sich mißbraucht fühlen mochte; noch bevor er in die Luftwaffe eingetreten war, hatte Churchill, der damals Kolonialminister war, ihn herangezogen, um die arabischen Angelegenheiten zu seiner Befriedigung zu regeln. Mag er sich also durch seinen Ruhm belästigt, ja befleckt gefühlt haben, mag er jedem Vorteil ausgewichen, mag er innerlich todmüde, überanstrengt und enttäuscht, begierig nach Abgeschiedenheit gewesen sein, es gab andere Möglichkeiten, unsichtbar zu werden, Wege, lautloser zu verschwinden und schweigsamer zu verstummen als durch einen Rückzug, der die höchsten Kommandostellen bemühte und dessen erster Schritt ein wenig nach Theater roch.

Hier tritt ein Moment hervor, das nicht für ihn einnimmt, gleichsam eine Verunreinigung seines Schmerzes. Seine Natur erlaubte es ihm, seine Taten nicht nur zu tun, sondern auch – halb bitter, halb eitel – sie aufzuführen. Seine Unseligkeit mündete dann in Spielen einer komödiantenhaften Eitelkeit, in Schaustellungen, um derentwillen er sich dann nur noch tiefer verachtete. In Pausen der Selbstzerstörung zeigte er sich kostümiert mit seinen Fähigkeiten und Erfolgen und bediente sich derer, die er um ihrer Zustimmung und ihres Beifalls willen verachtete, um auf das Postament zu steigen, von dem er sich wieder herabzustürzen beabsichtigte. Seine Begabung, Rollen zu spielen, die eher eine Unfähigkeit war, unverwechselbar er selbst zu sein, kam ihm dabei zustatten, sowie der koboldhafte Trieb, einzuschlüpfen in seine abgelegten Hüllen, in der Erwartung vielleicht, sich einen Augenblick zu vergessen und so bei Bewußtsein die Ruhe zu finden, die sonst nur Schlaf und Tod gewähren. Es läßt sich auch vermuten, daß er, der keine Partner fand, zuweilen nach Publikum düsterte und daß er dann selbst diejenigen in Zuschauer verwandelte, die ihm Partner sein wollten. So kann seine Schauspielerei auch als Ausdruck seiner Einsamkeit verstanden werden, die sich aufführte, weil sie sich als unaufhebbar empfand. Diese Einsamkeit, die, wie ich glaube, ihre Gründe in seiner einmaligen Differenzierung und einem bei so hoher Begabung seltenen Mangel an Berufung hat, ist nur der Ausdruck seiner fehlenden Bestimmtheit und seiner ihn selber auflösenden Möglichkeiten. Denn an ihm zeigte sich auf schreckliche Weise, daß uns Menschen das Unbedingte versagt, aber das Ausschließliche auferlegt ist. Lawrence wollte jedoch das Unbedingte an sich reißen und das Ausschließliche vermeiden, mit einem Wort „das Unfaßbare hervorbringen“. Aber Tun und Denken gehen in uns keine Einheit ein. Unterscheiden und Entscheiden sind zwei verschiedene Dinge, und Taten haben ebenso eine gewisse Blindheit zur Voraussetzung wie Gedanken eine Art Lähmung. Lawrence hat diesen Zwiespalt gekannt. Aus seiner Tiefe versteht

man, daß er sich vor jeder Entscheidung oder Wahl scheute, daß er keine Verantwortung mehr tragen, nicht wieder befehlen und überhaupt aufhören wollte, Subjekt zu sein. Er sehnte sich danach, als „Objekt“ in der Masse zu verschwinden. „Sterbensmüde vom ewigen freien Willen“ verlangte er nach den determinierenden Verhältnissen des Kollektivs. Aus dieser Schlucht seines Wesens stieg der Entschluß, sich einer Organisation unterzuordnen, in der er nur zu gehorchen hatte. Gehorsam – das war die Oase in der Wüste seiner Freiheit, der Brunnen in der Dürre seiner Bestimmungslosigkeit. Aus der Qual der Autonomie strebte er nach einer wie immer gearteten Heteronomie. „Das Ganze wird ein Schlaf für das Gehirn“ oder drastischer, ein „geistiger Selbstmord“, eine Bemerkung, die er später mit der Begründung abzuschwächen versuchte, er habe das nur gesagt, weil er „ein unverbesserlicher Schwätzer“ sei. Befreiung von der Freiheit war eines der entscheidenden Motive für diesen Schritt nach unten, wenn auch noch nicht das letzte.

Noch eine andere verzweifelte Hoffnung hat ihn bewogen, in die Luftwaffe einzutreten. Er wollte den Versuch machen, „eine Gemeinsamkeit zwischen“ sich „und anderen Menschen herzustellen“, einen letzten Anlauf, um nach einer großen Gepäckerleichterung die Barriere zu nehmen, die ihn bisher vom Leben der Menschen ausgeschlossen hatte. Als er die Araber durch die Wüste nach Damaskus führte und ihr Leben zu leben versuchte, hatte er wirklichen Anteil doch nur an ihren Strapazen und Leiden. Im übrigen war er „der Enttäuschte, der Skeptiker, der sie um ihren wohlfeilen Glauben beneidete“. Aber dieser Neid hatte zugleich eine hochmütige Seite, denn diese Glücklichen waren im Grunde „die Unwissenden, die Oberflächlichen, die Betrogenen“. So wertete er das Glück wieder ab, nach dem er sich sehnte, und blieb allein, weil sich die Begegnung, seiner Aufgabe entsprechend, auf einer zu hohen Ebene abspielte, nämlich dort, wo die Individualität der Führenden eine entscheidende Rolle spielte. Nun – als einfacher Soldat – suchte er den Kontakt in einem primitiven Medium. Man kann nicht sagen, daß dieser Versuch gelungen wäre. Er konnte eben kein einfacher Landser werden. Die größte Hilfe gewährte ihm hier wie schon früher die körperliche Arbeit, die immer zu seinen „Ausschweifungen“ gehört hatte. „Nur wenn wir uns gemeinsam einer physischen Bewegung zu unterwerfen hatten, die mich vorübergehend absorbierte“, gesteht er, wirklich in die Gemeinschaft seiner Kameraden eingegangen zu sein. Und man begreift wohl, welche Bedeutung körperliche Bewegung und die ihr folgende Erschöpfung für einen Menschen haben muß, den seine seelische Ruhelosigkeit quält.

Allein man darf bei der Betrachtung dieses Geflechtes von Motiven nicht übersehen, daß er diesem Experiment eine geniale Wendung zu geben wußte. Das wenige, was wir über die literarischen Ziele wissen, die er mit diesen Dienstjahren verband, zeigt eine Absicht, die objektiver ist als der Gehalt, den „Der Prägestock“ aufzuweisen hat. Lawrence wollte über den „Menschen in Uniform“, also über die kollektive Lebensform schreiben, weil dieser extreme Individualist glaubte, eingesehen zu haben, „daß der Fortschritt heutzutage nicht mehr durch das einzelne Genie, sondern durch Gemeinschaftsarbeit erreicht“ werde. Er wollte

den Erfolg dieser neuen Lebensform an der „einzigen großen Aufgabe“ demonstrieren, „die unserer Generation gestellt“ sei: an der „Eroberung des letzten Elementes, der Luft“.

Obwohl der Weg von der Wüste in die Luft konsequent ist, weil in beiden die Erde planetarischer, gestirnhafter und kosmischer erlebt wird als in irgendeiner anderen Landschaft, scheiterte Lawrence an dieser Aufgabe. Das Thema des kollektiven Daseins in einer technischen Welt mit ihrem neuen Dienst und neuem Glück behandelte Ernst Jünger im „Arbeiter“, und die Hymne des Fliegens schrieb Exupéry. Lawrence dagegen legte nur das Dokument eines Mannes vor, der aus Gründen, die uns alle angehen, gegen sich selber wütete, aber den Todesstoß vermied; der sich unter den Augen der Öffentlichkeit in die Verborgenheit retten wollte und der sich deshalb nur leidenschaftlicher haßte als zuvor.

Ja, er haßte sich. Von allen Gründen seiner oft schwer begreiflichen Handlungen ist dieser, wenn auch nicht der einzige, so doch der tiefste, demgegenüber die anderen als Folgen erscheinen. Meine Gedanken führten von Anfang an auf diesen Punkt hin. Denn ein Wesen, das nur geboren ist, sich zu hassen, und das seine geniale Begabung, für deren Verleihung es niemals Dankbarkeit empfunden zu haben scheint, zugleich als Waffe gegen sich selber benutzte, ist ein schrecklicher Grenzfall menschlicher Existenz. So wie der Selbstmörder das Leben schlimmer widerlegt als der Mörder, so ist der Selbsthaß ein noch furchtbareres Zeichen der geheimen Weltwunde als der Haß des einen auf den anderen. Denn dieser Selbsthaß ist heillos. Nicht nur Qualen entspringen ihm, sondern das Böse selbst, Tücke, Neid, Verachtung des Gewährten und am Ende der Wunsch, alles in seinen eigenen Sturz zu ziehen. Es ist eine teuflische Verfassung. Wenn, wie manche meinten, Lawrence Zeichen von Bösartigkeit gab, dann stammen sie aus diesem Abgrund. Das Erschütternde ist aber zu sehen, daß er in dieser selbstmörderischen Leidenschaft nicht verharren wollte, sondern viele Wege ging, um eine „Befreiung vom Selbsthaß“ zu erlangen. Er haßte sich, weil er sich nicht genügte, weil er kein Verhältnis zur Bedingtheit seines Körpers und seines Geistes besaß. Eine Art Vermessenheit zwang ihn, sich selber für erbärmlich zu halten. Gerade weil sein Ehrgeiz so wild war, hauste er unmittelbar neben der Selbsterniedrigung. Was uns diesem verwundeten Geist aber verbrüdert, ist nicht etwa das Mitgefühl, das er als eine Art Befleckung höhnisch zurückgewiesen haben würde, sondern daß sich der Schaum dieser Brandung über den Schranken bildet, die uns allen gesetzt sind. Lawrence strebte nach dem Unbedingten, und darum fehlte ihm, was im Titel seines großen Buches genannt wird: Weisheit. Sie fehlte ihm nicht aus Mangel an Begabung, er war fast überschwenglich ausgestattet, sondern aus Mangel an Bestimmung. Diesen großen Geist erreichte keine Berufung, und so ist sein Leben die furchtbare Tragödie der Freiheit, die bald klagt, bald triumphiert, daß sie vollständig sei. So hat Lawrence die Unterwerfung gesucht. Zuerst als Nachahmung einer Bindung im arabischen Aufstand, dann als Erniedrigung in der selbstgewählten Degradierung, immer aber in ausschweifenden körperlichen Arbeiten. Denn die Erschöpfung mußte für ihn eine der wenigen Formen der Erlösung sein, außer Schlaf und Tod. Er hat die Formel seines Wesens selber

gefunden. Im 103. Kapitel der „Sieben Säulen der Weisheit“, dem „Überschlag über mein Leben an meinem dreißigsten Geburtstag“, nennt er sich ein „steuerloses Schiff mit einem so großen Rauminhalt“. Dies Wort ist der Schlüssel seines Wesens. Er war ein Genie, aber er hatte seine großen Fähigkeiten auf Kosten einer eindeutigen Bestimmung erhalten. Seinen Kräften fehlte die Bindung an eine Idee, an die Menschen. Sein Wesen drang auf eine erlösende Unterordnung, von der ihn jedoch seine hervorragende Begabung ausschloß. „Bei meiner Arbeit hatte ich immer zu dienen versucht, denn beim Führen stand das Wägen und Prüfen allzusehr im Vordergrund. Die Unterordnung unter Befehl sparte Gedanken, konservierte Charakter und Willen und leitete schmerzlos über zum Vergessen des Tuns. Es war ein Teil meiner Unzulänglichkeit, daß ich nie einen Vorgesetzten gefunden hatte, der mich zu gebrauchen verstanden hätte. Alle ließen sie mir freie Hand.“

Dennoch lebte etwas Edles in diesem Menschen, eine verzweifelte Größe, die seinen Untergang nur noch tragischer macht. Er kannte sich. Sein Mut, sich ins Gesicht zu sehen, wird nur durch die Schwäche beeinträchtigt, sich mit der Preisgabe dieser Selbsterkenntnis über sich selber schwingen und seine Menschenverachtung bezeugen zu wollen. Man weiß nicht, ob er den Kampf mit sich selber gewonnen hätte, wenn ihm der Tod Zeit gelassen hätte. Jedenfalls gibt es aus der letzten Zeit seines Dienstes in der Armee Urteile über ihn, die ihn sowohl als einen vorbildlichen Arbeiter voller Initiative und mitreißendem Schwung als auch als einen zuverlässigen Freund zeigen. Bedenkt man, welcher Natur eine solche Haltung abgerungen wurde, dann wird man diese Leistung höher schätzen als seine Werke. Der letzte Stoff seiner Gestaltung war das Fleisch, nämlich er selber. Dabei war sein Ausgangspunkt der, daß er sein eigenes Selbst nicht hören oder sehen wollte. Ehrgeizig und ängstlich; voll Verlangen nach Bindungen und von Furcht erfüllt, keine Antwort zu erhalten; unfähig zu ertragen, daß andere gelobt wurden, zu anmaßend, „um selber Lob zu empfangen; Geringeren aus Mitleid dienend“, voll knirschender Erkenntnis, „daß freiwillige Sklaverei der tiefe Stolz eines angekränkelten Geistes“ sei: das war Lawrence, und dies alles allein, ohne Glauben, ohne Hoffnung, ein Materialist, der zugleich Bestätigung und Widerlegung seines Wesens suchte. In manchen Augenblicken provozierte er das verstummte Sein mit Hilfe seiner Begabung. Vergeblich!

Lawrence hat sich nach nichts mehr gesehnt als nach einer glaubwürdigen Unfreiheit. Er konnte alles, aber er mußte nichts, und daraus entwickelte sich sein „Drang nach unten“ wo er den „vollkommenen Determinismus“ und Erlösung von der Freiheit zu finden hoffte. Entscheidung war ihm eine Qual. Er lebte fortgesetzt aus einem gewaltigen Willen, der seinen Grund in einer unerträglichen Schwäche hatte. Daher die Überanstrengung, über die er immer klagt. Seine Fähigkeiten weckten in ihm den Wunsch, „das Unfaßbare hervorzubringen“, aber seine „Ziellosigkeit“, sein Mangel an Ausschließlichkeit hinderten ihn, das Faßbare zu vollbringen. Hier liegen die Wurzeln seines Hochmuts und seines Selbsthasses. Er konnte sich nicht verzeihen, bei solcher Potenz ohnmächtig zu sein.

Grenzpfähle unserer Existenz sind immer Marterpfähle. Sieht man sich nach

vergleichbaren Geistern um, so tritt Nikolai Stawrogin hervor, die Hauptgestalt in Dostojewskijs „Dämonen“. Die Übereinstimmung ist verblüffend und zeigt, wie tief Dostojewskij die inneren Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten des modernen Geistes verstanden hat.

Seine Kraft habe sich „als unermeßlich“ erwiesen, sagt Stawrogin von sich, „aber wozu ich diese Kraft verwenden soll, habe ich nie eingesehen“. Fast wörtlich übereinstimmend schreibt Lawrence: „...jetzt, wo ich gefüllt bin, um ein gutes Gewicht zu haben, gibt es nichts, wofür ich es anwenden möchte.“ Es ist das Bild einer Macht, der die Vollmacht fehlt. Lawrence war im Innersten versehrt, und zwar um so brennender, als alle Möglichkeiten vor ihm lagen. Aber ihm fehlte die Wirklichkeit, die uns in Beziehung setzt, indem sie uns beschränkt. Er sah in seinem Leben einen einzigen Mißerfolg, er besaß alles, aber es fehlte ihm das Letzte: die innere Nötigung, die uns unseren Ort anweist. Er wollte seine Existenz „rechtfertigen“. Er hatte wie Stawrogin den Wunsch, sich selber zu verzeihen. Als er den hochmütigen Forderungen, die er an sich stellte, nicht genügen konnte, wuchs der Haß gegen sich selbst. Und so kam ihm, wie Stawrogin es ausdrückte, „der Gedanke, sein Leben irgendwie zu verstümmeln“. Zugleich lebte in diesem Wüten die verzweifelte Sehnsucht des entsetzlich Losgelassenen und Heimatlosen nach einer glaubwürdigen Unfreiheit, die ihn allein hätte rechtfertigen können. Sein Kampf war ein Kampf um die Legitimität der Freiheit.

Verschärft durch die Unzahl der Möglichkeiten quälte das Bewußtsein der Bestimmungslosigkeit seinen „bitterlich wachen“ Geist. Im Prunk ihrer Mittel suchte die Freiheit vergeblich nach Erlösung. So hängt dies Schicksal über uns als eine Wahrheit, die uns droht, und als ein Fluch, der uns treffen kann.

ERWIN REISNER / ÜBER DEN PHILOSOPHISCHEN SINN DER PHYSIKALISCHEN APORIEN

Der Physiker wird es vielleicht etwas übel aufnehmen, daß ich hier von Aporien rede im Blick gerade auf das, was er von seinem Standpunkt aus, wenigstens zum Teil, eher Entdeckungen zu nennen geneigt ist. Und er hat mit seiner Beurteilung ganz gewiß auch recht, solange er sich als reinen Empiriker versteht und keinen anderen Anspruch erhebt als den, festzustellen, was die Natur ihm zeigt. Es fragt sich nur, ob eine Wissenschaft im strengen Sinn des Begriffes nicht mehr will und wollen muß, als Tatsachen aufzuzeichnen und zu ordnen, ob nicht erst die rationale Durchdringung dieser Tatsachen und ihre damit verbundene Erhebung zu Erkenntnissen ihre eigentliche Aufgabe bildet, es wäre denn, daß gar nicht mehr das Wissen, sondern nur noch die technische Auswertung der Forschungsergebnisse zum Ziel dieser „Wissenschaft“ gemacht wird.

Wir meinen aber hier die Wissenschaft, die ihrer Natur nach, weit entfernt von jedem bloßen Positivismus, immer darauf aus ist, das Wirkliche mit dem Gedachten zur Deckung zu bringen. Das gelingt ihr erfahrungsgemäß auch relativ leicht, solange das Denken selbst noch ein Denken von Wirklichkeiten ist, aber es mißlingt ihr, sobald sie das Wirkliche, dem eigentümlichen Gefälle des Denkens folgend, der bloßen Gedachtheit und das heißt eben der Unwirklichkeit annähert, etwa indem sie dem extrem Kleinen oder dem extrem Großen nachzugehen beginnt, die ja beide schon keine Wirklichkeiten mehr, sondern bereits Gedanken-dinge sind.

Genauso hat auch Kant das Wesen der echten Wissenschaft gesehen, und ich kann keinen Grund finden, der es uns gestatten würde, von seinem Wissenschaftsverständnis abzugehen, gerade und vor allem nicht, wenn es sich um die Naturwissenschaften handelt. Die Naturforscher, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage der K. d. r. V (S. XIII), „begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurf hervorbringt, daß sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitfaden gängeln lassen müsse; denn sonst hängen zufällige, nach keinem vorher entworfenen Plane gemachte Beobachtungen gar nicht in einem notwendigen Gesetz zusammen, welches doch die Natur sucht und bedarf.“ Wenn es nun aber nicht gelingt, das Naturgeschehen mit den Denkgesetzen in Einklang zu bringen, was übrigens die Möglichkeit einer für praktische Zwecke zureichenden Berechnung noch keineswegs ausschließen muß, so kommt es unweigerlich zu einer Aporie, die entweder eine logische oder eine physikalische sein wird, je nachdem ob das Denken der Wirklichkeit oder die Wirklichkeit dem Denken widerspricht, d. h. ob die Denkgesetze oder die gegebenen „Tatsachen“ als das unangreifbar Evidente angesehen werden. Von der ersten Art sind etwa die bekannten Aporien des Eleaten Zenon, von der zweiten die der modernen Physik.

Unter dem Denken verstehen wir in diesem Zusammenhang nicht jedes beliebige, sondern ausdrücklich das rein rationale und d. h. das streng analytische Denken,

das immer schon von der Grundvoraussetzung der Subjekt-Objekt-Differenz ausgeht und dieses sein Differenzprinzip, das Prinzip der Diskontinuität auch auf das jeweils zu erforschende Objekt überträgt, genauer gesagt, in es hineinträgt. Objekt eines von ihm völlig abgelösten Subjektes kann demnach a priori nur ein in Unendlichkeit teilbares Etwas sein. Und so werden sich Aporien immer dort einstellen, wo das Wirkliche diesem ihm zudiktierten Objektcharakter widerstreitet und sich infolgedessen der fortschreitenden Teilung Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Aus der Unmöglichkeit einer Teilung in infinitum zog Zenon den Schluß auf die Unwirklichkeit des empirisch Wirklichen und die Alleinwirklichkeit des Denkbaren, des Gedankens, des noema. Aristoteles glaubte die zenonischen Aporien entkräften zu können, indem er erklärte, Raum und Zeit seien ja gar nicht unendlich geteilt, wie die Eleaten voraussetzten, sondern nur – der Möglichkeit nach – unendlich teilbar. Diese Auskunft ist, obwohl sie ohne Zweifel eine Ahnung der Wahrheit verrät, doch recht unklar und unbefriedigend – pitoyable, erbarmungswürdig, wie Bayle einmal sagt. Demgegenüber trifft Hegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie ins Zentrum, wenn er, sehr ähnlich wie die moderne Physik, Raum und Zeit ihrer Wirklichkeit nach als Quanten bezeichnet, d. h. als endliche Größen. Beide sind, wie er sich ausdrückt, weder reine Punktualität noch reine Kontinuität, sondern beides zugleich, was sich allerdings vom diskursiven analytischen Denken niemals begreifen läßt. „Zenon macht nur die Grenze, die Teilung, das Moment der Diskretion des Raumes und der Zeit in seiner ganzen Bestimmtheit geltend; daher entsteht der Widerspruch. Es ist die Schwierigkeit, das Denken zu überwinden; denn was allein die Schwierigkeit macht, ist immer das Denken, weil es die in der Wirklichkeit verknüpften Momente eines Gegenstandes in ihrer Unterscheidung auseinanderhält“ (XIII, 296).

Alle Wirklichkeiten sind Ganzheiten. Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile, aber dieses Mehr läßt sich quantitativ und d. h. objektiv rational nicht definieren. Es handelt sich hier im Entscheidenden um genau das gleiche Problem, das in der theologischen Philosophie des Mittelalters aktuell wird, sobald das Verhältnis zwischen der existentia und der essentia Gottes zur Diskussion steht. Die existentia ist eben die sich dem Begriff entziehende Wirklichkeit, das, was die Wirklichkeit vor der Denkbarkeit, und das will sagen, das Ganze vor der Summe der Teile voraus hat.

In allen Aporien der Physik, die uns jetzt interessieren sollen, geht es im Letzten ausschließlich um die Frage nach der Teilbarkeit, genauso wie bereits in den zenonischen Aporien oder auch in den Antinomien Kants, deren erste drei übrigens in verschiedenen Begriffen und Symbolen der Mikrophysik ihren Ausdruck finden. In den Thesen dieser Antinomien stellt sich jeweils die Forderung der existierenden Wirklichkeit, der synthetischen Ganzheit, in den Antithesen die Forderung des analytischen Denkens dar. Das Denken will teilen, und zwar grenzenlos ins Unendliche. Teilen aber heißt nichts anderes als entmächtigen und am Ende vernichten. Divide et impera! Das Objekt soll teilbar sein, das Objekt soll in nichts aufgehen, damit das Subjekt, das Ich, das erkennende Selbst allein

bestehen kann. Das ist der eigentliche Ur-Anspruch, der sich hinter allem Rationalismus verbirgt. Die Wirklichkeit restlos rational begreifen würde bedeuten, sie aus dem Nichts oder, was dasselbe sagt, als ein Nichts begreifen, das dem Machtwillen des autonomen Subjektes keinen Widerstand mehr leistet. Die Erkenntnis erscheint so durch den Willen fundiert, sie ist das noetische Symptom einer ethischen Grundverfassung. In den Antithesen der Kantischen Antinomien wird die Stimme des autonomen Ich laut, in den Thesen die Stimme des widerstrebenden Objektes. Zwischen beiden kommt es zum Kampf, und zwar zu einem auf dem Boden der Antithetik selbstverständlich immer unentscheidbaren Kampf, weil die Ratio, die ja hier selbst Partei ist, die überparteiliche Synthese niemals unter ihre eigenen Kategorien bringen kann. Versucht sie dennoch, die Synthese irgendwie in den Griff zu bekommen, so erhält sie statt dieser deren Gegenteil, d. h. die Aporie, ein Gebilde, das in sich den unaufhebbaren Widerspruch als solchen abermals zur Erscheinung bringt.

Aporien dieser Art sind etwa für die Physik das Versagen des Kausalitätsgesetzes, die sogenannten Konstanten erster Ordnung, nämlich die Lichtgeschwindigkeit c , die Plancksche Wirkungskonstante h und die „kleinste Länge“ l_0 , sowie endlich die Antinomie von Welle und Korpuskel. Es wird sich empfehlen, diese verschiedenen Probleme in der folgenden Reihenfolge zu behandeln: 1. die kleinste Länge l_0 oder das Raum-Atom, 2. die Lichtgeschwindigkeit c oder das Zeit-Atom, 3. die Plancksche Konstante h oder die Nichtunterscheidbarkeit von Subjekt und Objekt, 4. der Gegensatz von Welle und Korpuskel oder von Kontinuität und Diskontinuität und 5. die „Akausalität“ des atomaren Geschehens oder die Nichtunterscheidbarkeit von Ursache und Wirkung.

Ich rede hier als Nicht-Physiker zu Nicht-Physikern oder doch nur zu solchen Physikern, denen es um mehr zu tun ist als nur um die besondere Problematik ihrer Spezialwissenschaft. Demgemäß haben auch meine Definitionen philosophischen Charakter und sind bemüht, den Bedürfnissen des philosophischen und nicht des im engeren Sinn physikalischen Denkens zu genügen. Sie werden also dem „Fachmann“ vielleicht oft sehr unzulänglich erscheinen, aber das berührt ihren Wert für die philosophische Sinndeutung in keiner Weise. Selbst wenn ich imstande wäre, mich des ganzen Begriffsapparates der modernen Naturwissenschaft zu bedienen, müßte ich mich im Blick auf meine eigentliche Aufgabe trotzdem auf ein Minimum von Merkmalen beschränken und jedenfalls von alledem absehen, was sich ohne komplizierte mathematische Operationen niemals verstehen ließe.

Ich beginne mit der Aporie der „kleinsten Länge“, d. h. der von der Physik durch das Symbol l_0 bezeichneten Größe. Sie bedeutet, kurz gesagt, den Abstand, den zwei Teilchen, z. B. zwei Elektronen, voneinander haben müssen, um überhaupt noch als zwei und nicht als ein einziges erkannt zu werden, bzw. genauer, um zwei und nicht nur ein einziges zu sein; denn wo die Erkennbarkeit einer Mehrzahl prinzipiell und endgültig unmöglich ist, verliert auch die Rede von ihrem möglichen Sein jeden Sinn. Diese kleinste Länge nun läßt sich berechnen und beträgt 10^{-13} cm oder ein Billionstel mm. Wird der Abstand kleiner als l_0 , so habe ich es schon mit nur einem Teilchen und nicht mehr mit zwei, anders

ausgedrückt mit einem Unteilbaren, mit einem A-tom im wörtlichen, nicht im physikalischen Sinn zu tun. Dieses kleinste Teilchen setzt jedem Versuch weiterer Teilung unüberwindlichen Widerstand entgegen. Seine eigene Ausdehnung kann selbstverständlich nicht gemessen werden; denn messen heißt nichts anderes als teilen. Auch l_0 selbst ist darum wohl berechenbar, aber nicht meßbar. Alles Messen setzt voraus, daß die Maßeinheit kleiner ist als das zu Messende, was im vorliegenden Fall, da es sich ja um ein Kleinstes handelt, unmöglich erscheint. Die Meßbarkeit ist begrenzt, sofern die Teilbarkeit des Maßstabes begrenzt ist. Ein idealer Maßstab, wie ihn die reine Ratio vorstellt, müßte in Unendlichkeit teilbar sein, aber das wäre dann gar kein wirklicher, sondern nur noch ein gedachter Maßstab. Ins Unendliche teilen läßt sich bloß das Nichts, das Irreale, und am Irrealen kann das Reale niemals gemessen werden. Reale Messung fordert vielmehr auch einen realen Maßstab. Dem irrealen unendlich teilbaren Nichts als dem „absoluten Objekt“ entspricht oder entspräche das allein reale unteilbare „absolute Subjekt“ als sein dialektisches Komplement. Indem ich nun aber ein reales Objekt haben will – und das will ich gerade auch im Akt des Messens –, negiere ich tatsächlich schon meine eigene subjektive Absolutheit und infolgedessen auch die absolute Objektivität des Objektes, mit anderen Worten seine unendliche Teilbarkeit und Meßbarkeit. Ich will messen und will messend doch auch wieder nicht messen. Ich trete mir im entscheidenden Augenblick selbst in den Weg. Ich lege mein Veto ein gegen mein eigenes Unternehmen, und das aus meinem unüberwindlichen Selbsterhaltungstrieb heraus; denn als absolutes Subjekt ohne Objekt müßte ich dialektisch gleichfalls in das Nichts umschlagen, meine Existenz aufheben. So ist es also im Letzten der Daseinswille des Teilenden selbst, der diesem die Teilung über eine gewisse Grenze hinaus unmöglich macht.

In der früher erwähnten Auseinandersetzung des Aristoteles und Hegels mit den Zenonischen Aporien ging es um die Frage nach der Teilbarkeit von Raum und Zeit und nicht dessen, was in Raum und Zeit als Realität vorhanden ist, also etwa räumlich ausgedehnter Körper oder zeitlich ausgedehnter, d. h. eine gewisse Dauer beanspruchender Ereignisse. Man könnte vielleicht meinen, daß da doch ein grundsätzlicher Unterschied besteht, daß nämlich zwar nicht die Dinge und Geschehnisse, wohl aber der unendliche Raum und die unendliche Zeit unendlich teilbar sind. Raum und Zeit haben jedoch abgesehen von der Räumlichkeit ihrer Inhalte gar keine Existenz, mit anderen Worten, es gibt überhaupt keinen leeren Raum und keine leere Zeit, sondern nur sozusagen verdünnte Inhalte, verdünnte Körperlichkeit und verdünnte Ereignishaftigkeit. Der größeren Ausdehnung entspricht die geringere Dichte, der relativ gelockerte Zusammenhalt der Teile. Und so erweist sich das Problem der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit nur als ein anderer Ausdruck für das Problem der unendlichen Teilbarkeit. Bloß wenn Raum und Zeit an sich unendlich wären, gäbe es auch eine unendliche Teilung. Dann aber müßte sich das konkret Wirkliche aus $o + o + o + o$ zusammensetzen, was immer nur wieder o , also nichts ergeben würde. Raum und Zeit, wie wir sie allein kennen, sind synthetische Gebilde aus Kontinuität und Diskontinuität, aus Unteilbarkeit und Teilbarkeit, aus Inhalt und Leere. Keines dieser

je zwei Momente läßt sich fortnehmen, ohne daß damit auch schon die Räumlichkeit des Raumes oder die Zeitlichkeit der Zeit aufgehoben wäre. Zwischen Teilbarkeit des Raumes und Teilbarkeit der Materie besteht somit tatsächlich gar kein Unterschied.

Wir reden hier vom extrem Kleinen und vom extrem Großen und nicht etwa vom unendlich Kleinen und unendlich Großen; denn dergleichen gibt es nur für das unanschauliche abstrakte Denken. Unendliche Größe und unendliche Kleinheit bedingen einander wechselseitig und machen einander paradoxerweise auch wechselseitig unmöglich, so daß einerseits gesagt werden darf, nur wo es ein unendlich Großes gibt, gibt es auch ein unendlich Kleines, andererseits aber hinzugefügt werden muß, wenn es ein unendlich Kleines gäbe, dann könnte es ein irgendwie Großes und also erst recht ein unendlich Großes niemals geben. Die wechselseitige Bedingung ist gleichzeitig wechselseitige Ausschließung. Das alles ergibt sich übrigens bereits durchaus folgerichtig aus den Kantischen Antinomien.

Wie die kleinste Länge 1_0 das Raumatom, so symbolisiert die Lichtgeschwindigkeit c das Zeitatom. Unter dem Zeitatom verstehe ich hier den kleinsten noch meßbaren Abstand zwischen zwei Ereignissen, z. B. dem Abfeuern und dem Auftreffen eines Geschosses oder, was das gleiche bedeutet, die kürzeste Dauer als Abstand zwischen Anfang und Ende desselben Ereignisses. Und eben dieser Abstand bzw. diese Dauer erscheint nach unten begrenzt durch die Geschwindigkeit des Lichtstrahles, der die Voraussetzung für jede Beobachtung bildet, so daß schon deshalb allein jede schnellere Bewegung von A nach B ausgeschlossen bleibt. Was ich jetzt sehe, was sich jetzt meinem Blick darbietet, das ist mir gegenwärtig, obwohl nicht im streng mathematischen Sinn gleichzeitig. Gleichzeitig wäre nämlich eine unendlich kleine Dauer, ein Nichts an Zeit, genauso wie eine unendlich kleine Raumgröße ein Nichts an Ausdehnung. Die Lichtgeschwindigkeit ist die Konstante, das Zeitquantum, unter das sich bei Aufrechterhaltung der Geschehnisrealität nicht herabgehen läßt, und an dieser Aufrechterhaltung bin ich als Subjekt der Beobachtung ebenso unmittelbar interessiert wie an jener der räumlichen oder körperlichen Dimensionalität des Objektiven. Eine absolute Nullzeit ohne jede Erstreckung in die Vergangenheit und in die Zukunft würde auch mich auslöschen. Die Wirklichkeit kennt zwar die Gegenwart, aber nicht das punktuelle mathematische Jetzt. Es mag sein, daß ich als reines Erkenntnissubjekt ein solches Jetzt festzustellen oder zu konstituieren suche, als das Willenssubjekt aber, das ich gleichfalls bin, trete ich mir abermals in den Weg und verbiete ich mir den äußersten Schritt; mit anderen Worten, ich kann mich, den Erkennenden, von mir, dem Wollenden, niemals vollkommen loslösen, weil ich damit die Einheit meines Selbst und also mich preisgeben würde. Als rationaler Denker fordere ich die Diskontinuität und die Punktualität, als Wollender dagegen die Kontinuität und die Dauer.

Daß die physikalische Aporie ihren letzten Grund in einem Sich-selbst-in-den-Weg-Treten des beobachtenden Subjektes hat, wird geradezu handgreiflich klar angesichts der Heisenbergschen Unsicherheitsrelation und des Planckschen Wirkungsquantums h . Das Plancksche Wirkungsquantum bezeichnet die Grenze,

unter die man als Beobachter nicht herabgehen kann, ohne durch den eigenen Beobachtungsakt das Beobachtete so zu beeinflussen und zu verändern, daß das Resultat der Beobachtung wertlos wird. Philosophisch ausgedrückt heißt das: Das Objekt läßt sich nicht absolut objektivieren, das subjektive Moment, die Verknüpftheit von Subjekt und Objekt läßt sich nicht vollkommen ausschalten, der zum Objekt gemachte Gegenstand der Beobachtung kehrt, sobald die Objektivation die Wirkungskonstante h erreicht, seine Subjektbedingtheit, seinen unlöslichen Zusammenhang mit dem Beobachter heraus. Der Vorgang ist genau der gleiche wie jener bei der Atomisierung räumlicher oder zeitlicher Größen.

Und so könnte man auch hier im übertragenen Sinn von einem Atom, nämlich von einem Wirkungsatom, sprechen. So sagt etwa Artur March: „So wie es Atome der Materie und der elektrischen Ladung gibt, so gibt es auch Atome des Geschehens, indem alles Geschehen sich aus letzten nicht mehr analysierbaren Akten zusammensetzt. Und die Bedeutung der Planckschen Konstante h liegt darin, daß es (sic!) die Ausdehnung dieser Akte, genauer gesagt, die Größe ihrer Wirkung mißt“ (Natur und Erkenntnis, S. 219).

Auch dieses Wirkungsatom zeichnet sich durch die gleiche innere Zweideutigkeit und Paradoxie aus wie jede andere atomare Größe. Es vereinigt in sich die Ausgedehntheit und die Unausgedehntheit, die Teilbarkeit und die Unteilbarkeit, die Diskontinuität und die Kontinuität, eben das objektive und das subjektive Moment. Die Atomphysik muß darum darauf verzichten, einen objektiv-gesetzhaften Bestand festzustellen. „Es gibt für die Quantenmechanik keine objektiven, unabhängig vom Beobachter stattfindenden Ereignisse, die zueinander in Beziehung gesetzt würden, sondern sie betrachtet nur die Ergebnisse der zu verschiedenen Zeiten am betrachteten System vorgenommenen Messungen“ (a. a. O., S. 56). Da Messung soviel bedeutet wie Experiment, heißt das, daß das Experiment niemals darüber Auskunft gibt, wie sich die Natur an sich verhält, sondern nur darüber, was sich aus der subjektiv-objektiven Wechselwirkung jeweils ergibt. Das Experiment schreibt der Natur vor, wie sie sich zu verhalten hat, bzw. es setzt ihrem Verhalten gewisse Grenzen, innerhalb welcher allein sie sich so oder so benehmen kann. Das gilt freilich nicht nur für die Atomphysik allein, sondern für alle Experimente ohne Ausnahme, nur bleibt es im Bereich der Makrophysik gewöhnlich unbemerkt, weil ja dort die Objektivation noch nicht auf die Spitze getrieben ist, die das Subjekt zwingt, sich selbst in den Weg zu treten. Erst dann, wenn mit der Objektivation im extremen Sinn Ernst gemacht wird, zeigt sich die Unmöglichkeit ihrer Durchführung, bemerkt der Beobachter, daß er beobachtend am Beobachteten etwas vornimmt. Als Erkenntnissubjekt will er das Objekt seiner reinen Objektivität nach in den Griff bekommen, aber indem er das will, verhält er sich nicht nur erkennend, sondern auch wollend, und als Wollender stößt er eben das um, was er als Erkennender aufrichtet. Der reinen Objektivität, d. h. der reinen *extensio* gegenüber, müßte er reines Erkenntnissubjekt, reine *cogitatio* sein. Da er das nicht sein kann, da sein *percipere* und *cogitare* niemals ist ohne sein velle, bejaht er und verneint er im gleichen Akt die Objektivität des Objek-

tiven, und dieser Zwiespalt findet im Wirkungsatom, in der Planckschen Konstante h seinen Ausdruck.

Die dem Laien vielleicht geläufigste Aporie der modernen und nicht einmal erst der modernen Physik ergibt sich aus der Tatsache, daß manche Strahlen unter bestimmten Bedingungen den Charakter von Wellenbewegungen zeigen, unter anderen Bedingungen sich aber wie korpuskulare Emanationen verhalten, also etwa so ähnlich wie der Feuerstrahl eines Maschinengewehrs. Beide Phänomene lassen sich logisch unmöglich auf einen gemeinsamen Nenner bringen; denn derselbe Strahl kann natürlich nur entweder das eine oder das andere „sein“. Das Sowohl-als-auch, das sich aus den verschiedenen Experimenten ergibt, bleibt für das Denken ein unauflösbares Paradoxon. Es wird sich aber zeigen lassen, daß der hier aufscheinende Widerspruch genau der gleiche ist wie jener, vor den uns auch schon das einzelne Atom – das Raumatom, das Zeitatom und das Wirkungsatom – stellt, nämlich der Widerspruch von Kontinuität und Diskontinuität, von Einheit und Geschiedenheit.

Zweifellos ist der Strahl, zumal der Lichtstrahl, zunächst ein Kontinuitätsphänomen; denn er setzt das Strahlende zum Bestrahlten in Beziehung. Das rationale Denken aber kann ihn so nicht gelten lassen. Wie es das Strahlende und das Bestrahlte auseinanderhält, so muß es auch das beide miteinander Verbindende abermals zu zerlegen suchen, wozu ihm ein gewisses Recht nicht einmal bestritten werden kann; denn der Strahl ist tatsächlich, sofern er den einen Punkt als die Quelle und den anderen als das Ziel seiner Bewegung qualifiziert, Erscheinungsform nicht nur der Kontinuität, sondern auch der Diskontinuität. In ihm vereinigen sich somit beide Momente, allerdings in einer Weise, die keiner Analyse zugänglich ist. Gerade dieses Zugleich aber ist das, womit sich das Denken nicht zufriedengeben darf, solange es analytisches Denken bleibt. Es muß vielmehr weiter gemessen, weiter geteilt und die ursprüngliche Einheit zerschlagen werden. Experimente müssen ersonnen werden, in deren Vollzug sich der Strahl als eine Reihe von Einzelementen darstellt, wenn er auch gerade so freilich seiner Totalität nach nicht zu fassen ist. Das vom rationalen Denken verdrängte Kontinuitätsmoment – ich gebrauche bewußt und mit Absicht den dem Sprachschatz der Psychotherapie entnommenen Terminus „verdrängt“ – erscheint nun außerhalb des Korpuskularschemas und im Gegensatz zu ihm an anderer Stelle in Gestalt einer Wellenbewegung. Die Welle ist nunmehr die isolierte Kontinuität des Ganzen gegenüber der Kette von Teilchen als der isolierten Diskontinuität, allerdings so, daß beide auch das jeweils entgegengesetzte Moment dialektisch bei sich haben und zu weiterer Analyse auffordern; denn das einzelne Teilchen als solches bleibt in sich widerspruchsvoll wie jede andere extrem kleine Größe, und die Wellenbewegung drückt allein durch ihre Oszillation das Zusammen von Einheit und Geschiedenheit der Pole deutlich genug aus. Eine Welle ist im Grunde nichts anderes als ein gleichsam auseinandergezogenes Kreisen, und das heißt als eine zu ihrem Ursprung zurückkehrende Bewegung. Was aber zu seinem eigenen Ursprung zurückkehrt, ist insofern mit sich identisch oder kontinuierlich, wenn auch das die Rückkehr voraussetzende Auseinander den Charakter der Diskontinuität hat. Jedenfalls dominiert, und das bleibt hier das

Entscheidende, in der Kreis- und also auch in der Wellenbewegung die Konvergenz über die Divergenz, während für das Neben- und Hintereinander der gesonderten Teilchen genau das Umgekehrte gilt.

Wie das Erkenntnissubjekt im Verlauf der Atomisierung von Raum und Zeit sich selbst die Überschreitung einer bestimmten Grenze und damit die Fortsetzung der Teilung ad infinitum nicht gestattet und gestatten kann, weil es eben nicht nur Erkenntnissubjekt, sondern auch Willenssubjekt ist und als solches die Kontinuität wollen muß, so verbietet es sich auch die Reduktion des Strahles auf eine Summe einzelner Elemente und stellt diesem rationalen Wirklichkeitsbild das andere der unteilbaren Welle entgegen. Man könnte natürlich auch vom Objekt ausgehen und sagen, die Wirklichkeit läßt sich eine solche Reduktion nicht gefallen und rächt sich für jeden Versuch in dieser Richtung mit einem Paradoxon, aber das käme am Ende doch auf dasselbe hinaus; denn indem das Subjekt das Objekt vergewaltigt, vergewaltigt es in Wahrheit auch sich selbst, und so setzt der Widerstand von beiden Seiten zugleich ein. Das sich wehrende Objekt ist nur das Spiegelbild des um seine eigene Identität besorgten Subjektes.

Wenn ich auf einen Willensakt, der ein bestimmtes Ziel intendiert, reflektiere und ihn damit objektiviere, so verwandelt er sich gewissermaßen unter meinen Händen aus dem Kontinuum, das er ursprünglich ist, in ein Diskontinuum von lediglich kausal verknüpften Einzelakten. Ich verliere meine Sicherheit. Die Reflexion lähmt den Willen und entmächtigt ihn sogar. Mindestens deformiert sie den einheitlichen Akt und vermindert die Erfolgchancen. Reflektiere ich nun sozusagen in zweiter Potenz auch auf das Diskontinuum der Aktglieder, um darin das Aktganze zu fassen, so kehrt demgegenüber der Wille seine Kontinuität heraus, aber allerdings nicht in der ersten vorreflexiven Gestalt, sondern in der ganz anderen eines dem Bewußtsein entzogenen und der Absicht entgegenwirkenden Triebes. Es ist die durch die erste Reflexion verdrängte Kontinuität, die sich jetzt peinlich und erst recht hemmend bemerkbar macht. Man redet in solchen Fällen von Ambivalenz, von Hysterie, von Psychoneurose oder, wenn der Zustand ganz schlimm wird, von Bewußtseinsspaltung, von Schizophrenie. Nichts anderes als eine Art Schizophrenie in solchem Sinn ist auch die Spaltung des Lichtstrahls nach Welle und Korpuskel. Das Kontinuum der Wellenbewegung läßt darum nicht etwa den Strahl in seiner ursprünglichen Kontinuität erkennen, ebensowenig wie jener Trieb noch den Charakter des ursprünglichen Willens hat, sondern stellt lediglich das dialektische Komplement der atomisierten Korpuskelkette dar. Der reale Strahl ist weder dieses Diskontinuum noch jenes wellenförmige Kontinuum, aber auch nicht etwa beides zugleich, sondern eine Synthese, die die Ebene, auf der jene in Erscheinung treten, transzendiert. Die Analogie zwischen dem psychologischen Vorgang, der zur Bewußtseinsspaltung führt, und der hier in Frage stehenden physikalischen Aporie ist keine bloß zufällige; denn indem der wissenschaftliche Forscher auf das Naturobjekt reflektiert, reflektiert er auch, ohne es zu merken, auf sich selber. Die Analyse des Naturphänomens geht Hand in Hand mit der Selbstanalyse des Analytikers. Der experimentierende Beobachter beobachtet immer auch sein Beobachten (die Verwendung eines Mikroskops z. B. bedeutet Reflexion auf das eigene unbewaffnete Auge) und

verändert so mit der Objektivität des Objektes auch die Subjektivität des Subjektes. Die Aufspaltung dort ist die andere Seite der Aufspaltung hier. Je reflektierter ich mich in meiner Forscherarbeit verhalte, je mehr ich mich bemühe zu erkennen und nur zu erkennen, um so entschiedener löse ich mein Erkenntnis-Ich von meinem Total-Ich, das ja auch ein Willens-Ich ist, ab, und um so weniger ist das so herausdestillierte einseitige Nur-Erkennen vollwertiges existentielles Erkennen, das allein der existierenden Wirklichkeit angemessen wäre. Dem analysierten, um sein Zentrum gebrachten Ich steht nun auch eine analysierte und auf gar keine Weise mehr synthetisierbare Natur gegenüber. An die Stelle lebendiger und anschaulicher Synthesen treten die toten mathematischen Umrechnungsformeln, die dem Techniker genügen mögen, für die Wesenserkenntnis der Phänomene aber wertlos sind.

Das letzte unserer fünf Probleme, die Frage nach der scheinbaren oder tatsächlichen Akausalität des atomaren Geschehens, hat leider häufig Anlaß gegeben zu schwärmerischen metaphysischen und sogar theologischen Spekulationen. Von philosophischer Seite dagegen kann man zuweilen die Meinung hören, es handle sich hier überhaupt gar nicht um echte Akausalität, sondern bloß um die Unmöglichkeit, die faktisch bestehenden kausalen Zusammenhänge durch Beobachtung zu verifizieren. Man verweist in diesem Zusammenhang auf die Heisenbergsche Unsicherheitsrelation und glaubt alle Regelwidrigkeiten in der Bewegung kleinster Teilchen sehr einfach aus der unwillkürlichen Einwirkung des Beobachters und also doch wieder kausal erklären zu können. So leicht läßt sich das Problem aber sicher nicht lösen. Das wird sofort klar, wenn man gewisse Tatsachen bedenkt, die schon oft genug zum Vergleich und zur Veranschaulichung der atomaren Verhältnisse herangezogen wurden. Die Statistik lehrt z. B., daß in einer Großstadt bei gleichbleibender Bevölkerungszahl, gleichbleibenden allgemeinen Lebensbedingungen, gleichbleibenden Verkehrsverhältnissen usw. jährlich fast genau die gleiche Anzahl von Selbstmorden, Verkehrsunfällen und dergleichen zu verzeichnen ist, so daß hier von einem objektiven Gesetz gesprochen werden darf. Dagegen ist es vollkommen ausgeschlossen zu sagen, ob der Bürger X Selbstmord begehen, einem Verkehrsunfall erliegen oder sonstwie verunglücken wird; denn das unterliegt keinesfalls einem starren, die Voraussage der Zukunft ermöglichenden Gesetz, sondern hängt, wenigstens weitgehend, von der freien Entscheidung des betreffenden einzelnen ab. Nur ein ganz verbohrrter Rationalist wird hartnäckig darauf bestehen, auch die bewußten Handlungen der Individuen restlos kausal aus Naturgesetzen zu erklären. Im atomaren Bereich haben wir es aber mit sehr ähnlichen Erscheinungen zu tun. Eine große Zahl kleinster Partikel oder ein Strahlenbündel verhält sich vollkommen gesetzmäßig, die einzelne Partikel oder der einzelne Strahl dagegen nicht. Wir wollen darum noch nicht gleich von einer „Freiheit“ des extrem Kleinen sprechen, sondern eben nur von seiner Akausalität, was durchaus nicht dasselbe bedeutet.

Versuchen wir erst einmal, uns darüber klarzuwerden, was denn mit dem Wort „Kausalität“ überhaupt gemeint ist. Es mag sehr verschiedene Formen kausaler Bedingtheit geben. Die Kausalität aber, die für die Naturwissenschaft allein zur Diskussion steht und von der im streng wissenschaftlichen Verstand zu reden

allein sinnvoll ist, meint die Bedingtheit der Wirkungen durch von ihnen deutlich unterscheidbare Ursachen. Eine Erscheinung kausal erklären heißt, sie ihrem vollen Umfang nach auf die ihr zeitlich vorgeordneten Ursachen zurückführen. Die Kausalität verbindet also in sich zwei einander entgegenstehende Momente: erstens die Verknüpfung der Ursache mit der Wirkung, den eigentlichen nexus, und zweitens die Geschiedenheit beider voneinander. Ursache und Wirkung sind somit einerseits eines und andererseits zwei, ebenso wie in dem früher besprochenen Fall Strahlendes und Bestrahltes, d. h. es besteht zwischen ihnen sowohl Kontinuität wie Diskontinuität. Dabei muß aber bedacht werden, daß das rationale wissenschaftliche Forschen nur und ausschließlich an der Diskontinuität und nicht im mindesten an der Kontinuität interessiert ist, die es als das prinzipiell Irrationale gerade zu eliminieren sucht. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, jeden kontingenten Komplex in eine Kette von möglichst vielen Gliedern aufzulösen, d. h. sein Ziel ist abermals die Teilung, zuletzt die Teilung in infinitum. Ein Vorgang, dessen Ursache sich nicht in Gestalt eines anderen, relativ vergangenen Vorganges ausfindig machen läßt, bleibt dem wissenschaftlichen Denken unbegreiflich. Das Forschen nach Kausalitäten verfährt ebenso analytisch wie das Messen; das Kleine soll immer weiter zerkleinert, das Einheitliche soll weiter zerlegt, und die vollkommene Diskontinuität soll an die Stelle der anfänglich erscheinenden Kontinuität gesetzt werden.

Wir wissen aber schon, daß die Teilbarkeit ihre nicht zu unterbietende Grenze hat, weil an einem bestimmten Punkt oder in einem bestimmten Augenblick das teilende Subjekt unvermeidlich sich selbst in den Weg treten muß. Dasselbe gilt auch für die kausale Erklärung. Wie es unterhalb der „kleinsten Länge“ l_0 nicht mehr zwei, sondern nur noch eines gibt, so gibt es unterhalb der gleichen Grenze auch keine Zweiheit von Ursache und Wirkung. Sobald aber Ursache und Wirkung eines werden, kann von Kausalität im wissenschaftlichen Sinn selbstverständlich keine Rede mehr sein. Man hat es dann eben mit einem „Kausalitätsatom“ zu tun, dessen Verhalten sich vollkommen willkürlich ausnimmt. Das Atom bezeichnet in allen Fällen und in allen seinen möglichen Formen die Grenze der Diskontinuität, die Stelle, wo der dialektische Umschlag in die Kontinuität erfolgt. Diese Akausalität des atomaren Objektes ist aber gerade nicht die Akausalität der Freiheit, sondern deren genaues Gegenteil: die Regellosigkeit. Hier wird nämlich das radikal andere, der Gegenstand der Beobachtung seiner Subjektfremdheit nach akausal und damit unverständlich. Die Regellosigkeit verhält sich zur Kausalität so wie in der vierten Aporie die Welle zur Korpuskel oder wie im psychologischen Bereich der blinde Trieb zur bewußten Absicht. In allen diesen Fällen sind die beiden dialektischen Pole Derivate einer für das denkende Erkennen ungreifbaren Synthesis, Entsprechungen des Gegenüber von isoliertem Willen und isolierter Erkenntnis als den Produkten einer Aufspaltung der persönlichen subjektiven Totalität.

Unter den verschiedenen Argumenten, die die Atomphysik für die Echtheit und nicht bloße Scheinbarkeit der Akausalität im Mikrogesehen vorbringt, ist eines der eindrucksvollsten der Hinweis auf die eigentümliche Gesetzmäßigkeit des Zerfalles von Radiumatomen. Die Anzahl der intakten Atome einer bestimmten

Radiummenge nimmt in einem bestimmten, immer gleichen Zeitabschnitt um genau die Hälfte ab. Nach allen Regeln des kausalen Denkens müßte nun im folgenden gleichen Zeitabschnitt auch die zweite Hälfte verschwinden. Gerade das aber geschieht nicht, vielmehr gilt für diese zweite Hälfte dieselbe Regel wie für die ursprüngliche ganze Menge. Mit anderen Worten: die Wahrscheinlichkeit, daß das einzelne Atom zerfällt oder nicht zerfällt, bleibt sozusagen in alle Ewigkeit die gleiche, nämlich 50%. Ebenso wenig wie in dem früher angeführten Beispiel der Selbstmord oder der Unfall dieses einen Stadtbewohners, läßt sich hier das Verhalten dieses einen Atoms auch nur approximativ vorausbestimmen. Im Blick auf den gesetzmäßigen und also kausal faßbaren Geschehnisablauf im Makrophysikalischen sprechen die Physiker darum sehr vorsichtig nur noch von einer „statistischen Kausalität“. Der Philosoph wird sich freilich mit derartigen positivistischen Begriffen nicht zufriedengeben können. Er wird fragen müssen, warum das Kausalitätsgesetz im Makrophysikalischen gilt und im Mikrophysikalischen nicht, warum sich das einzelne Atom, aber nicht auch eine größere Menge von Atomen dem allgemeinen Gesetz entzieht. Für das einzelne Atom haben wir die Antwort bereits gegeben. Bleibt also noch die Frage nach dem Grund für das Verhalten der Menge.

Wie verhält sich zunächst einmal die Stadtbevölkerung als Ganzheit zum Einzelindividuum? In der Masse, mit der es der Statistiker zu tun hat, verschwindet das Individuum als solches, d. h. es hört für ihn auf, ein persönliches Gegenüber, ein Du, ein Subjekt zu sein. Es ist nicht mehr dieses konkrete Wesen, sondern nur noch ein an sich gleichgültiges und vertauschbares Exemplar innerhalb des objektiven Komplexes, und für diesen gelten die Kategorien der Objektivität, zu denen vor allem auch das Kausalitätsgesetz gehört. Durch die Objektivation, die der Statistiker vornimmt, wird die Konkretheit in Gedachtheit verwandelt und die Freiheit aus dem Gegenstandsbereich eliminiert. Sie kann somit darin auch nicht gefunden werden. Diese Erklärung dürfte genügen. Es scheint nun so, als ob sich die atomaren Vorgänge ebenso deuten ließen. Aber an dieser Stelle muß vor Fehlschlüssen dringend gewarnt werden; denn das einzelne Atom ist ja, gemessen an einem größeren Quantum, nicht wie jener einzelne Stadtbewohner subjektiver, sondern objektiver als dieses, und demgemäß ist auch die Regellosigkeit seines Verhaltens objektiver als die kausalmechanische Berechenbarkeit der Menge. Das einzelne Atom stellt gewissermaßen den Gipfel der Diskontinuität und also der Objektivität dar. Als das Diskontinuum schlechthin erscheint es aus dem allgemeinen Zusammenhang herausgenommen und in die Isoliertheit geworfen. Die Kausalität hat, wie gezeigt wurde, die beiden Momente der Kontinuität und der Diskontinuität bei sich. Sie ist somit gar nicht rein objektiv, sondern setzt ihrem Kontinuitätscharakter entsprechend noch immer eine gewisse unmittelbare, nicht rationale Beziehung des Erkenntnissubjektes zum Erkenntnisgegenstand voraus. Wird die Objektivation über die festgesetzte Grenze hinaus weitergetrieben, so verschwindet die Kontinuität und mit ihr die Kausalität. Es wird also jetzt ganz deutlich, daß und warum die atomare Regellosigkeit das Gegenteil der individuellen Freiheit ist und daß aus diesem Grund alle Spekulationen abwegig sind, die aus den Aporien der Atomphysik Schlüsse

metaphysischer Art auf ein objektiv feststellbares *liberum arbitrium* ziehen zu dürfen glauben. Dem kausal bestimmten Objekt gegenüber bleibt doch wenigstens noch die autonome Freiheit des erkennenden Subjektes erhalten, vor der wirren Regellosigkeit aber muß auch sie kapitulieren.

Während der klassische Atombegriff bis zurück zu Demokrit ein Gebilde der Theorie war, handelt es sich in der Atomphysik von heute um die Ergebnisse experimenteller Arbeit. Dieser Unterschied verdient gewiß Beachtung. Trotzdem aber wäre es falsch, in dem Atom Demokrits nur ein Gedankending zu sehen, das mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun hat. Das reine Denken kommt zu dem Grenzbegriff des Atoms ja nur, indem es die konkrete Wirklichkeit als solche berücksichtigt und auch die Thesen der Kantischen Antinomien gelten läßt; denn sonst würde es seiner eigenen Natur gemäß die unendliche Teilbarkeit fordern. Auch das alte Atom ist ein ausgedehntes und d. h. teilbares Unteilbares, eine logische *contradictio in se*, in der Kontinuität und Diskontinuität einander wechselseitig sowohl verlangen wie ausschließen, in dem somit die gleiche Problematik, die gleiche Paradoxie, die gleiche Aporie aufscheint wie an den Phänomenen der Mikrophysik von heute. Man kann darum auch nicht behaupten, daß diese die Philosophie vor neue, ihr bisher unbekannte Fragen gestellt hätte. Sie hat nur eine uralte Frage wieder aktuell und dringlich gemacht.

Zusammenfassend sei nochmals betont, daß die aufgezählten und einzeln behandelten physikalischen Aporien eine Zwiespältigkeit oder Gebrochenheit nicht so sehr der Natur als vielmehr des die Natur erforschenden menschlichen Denkens verraten. Diese Gebrochenheit zeigt sich in dem Unvermögen, die Gegenstände der Erkenntnis und des Willens in Eines zu sehen, und das will sagen, selbst eine Einheit aus Erkennen und Wollen zu sein. Nur weil ich in mir zwiespältig bin, komme ich mit mir als dem Erkennenden einerseits und als dem Wollenden andererseits ständig in Konflikt. Wollen und Erkennen sind aus ihrer synthetischen Totalität herausgefallen und zueinander in ein antithetisches Verhältnis geraten, so daß ich dasselbe erkenne und nicht erkenne, will und nicht will, erkenne und nicht will, will und nicht erkenne. Wollen und Erkennen als die Fakultäten der Kontinuität und der Diskontinuität haben sich gleichsam spezialisiert, was seinen letzten Grund nur darin haben kann, daß ich selbst aus einem Zusammenhang gefallen bin und mich als Ich spezialisiert habe.

Zum Schluß noch ein kurzer Anhang, der das Ganze, ohne seinen Sinn zu ändern, von einer anderen Seite her beleuchtet und erläutert. Jeder Erkenntnisakt ist eine echte, nämlich eine ganz ursprüngliche Synthese aus Anschauung und Denken, wie ja bereits Kant deutlich gemacht hat, eine Synthese aus *aisthesis* und *noesis*, aus *perceptio* und *cogitatio*. Das autonome Denken aber ist immer darauf aus, die *perceptio* nach Möglichkeit auszuschalten und die *cogitatio* absolut zu setzen. Der *perceptio* nach ist das Erkennen passiv empfangend, der *cogitatio* nach aktiv formend, der *perceptio* nach bedingt, der *cogitatio* nach frei. Beide Momente lassen sich aber nicht isolieren, sie sind nur in ihrer Verbundenheit wirklich. Wird die Isolierung dennoch versucht, wie z. B. im rationalistischen Denken, dann schlägt die reine *cogitatio* um in die reine *perceptio*. Das bloße Denkprodukt,

d. h. annäherungsweise etwa die mathematische Formel, erzwingt sich die Anerkennung des Denkers. Der absolut Aktive wird zum absolut Passiven. Das Verhältnis von perceptio und cogitatio im einzelnen Erkenntnisakt hängt durchaus vom Erkenntnisgegenstand ab. Dem mechanischen Geschehen gegenüber dominiert die cogitatio, man könnte sagen, es ist leicht verdaulich. Gott gegenüber wird die Erkenntnis zur fast reinen perceptio. Dort handelt es sich um Wissen im Sinn der Wissenschaft, hier um Glauben. Aber auch im Glauben bleibt das Wissen und im Wissen der Glaube noch erhalten; denn sonst wären beide nicht Erkenntnis.

Der Mensch lebt, indem er Nahrung aufnimmt und sie verdaut. Das Aufnehmen der Nahrung, die von außen kommt, ist hier die perceptio, die Verdauung, die von innen kommt, die cogitatio. Beide zusammen machen die Ernährung und damit das leibliche Leben aus. Man kann also nicht verdauen ohne Nahrung zu empfangen, und ebensowenig kann man denken ohne jedes äußere Wahrnehmen, ohne Anschauung; denn sonst müßte man sich gleichsam selbst verdauen, weshalb eben, wie gezeigt wurde, das Erkenntnissubjekt im entscheidenden Augenblick sich in den Weg tritt. Es läßt sich darum auch nicht sagen: cogito, ergo sum, sondern nur percipio et cogito, ergo sum, und im percipere ist das ego des sum immer schon überschritten. Das perceptum ist das Wort von außen, das verbum alienum, zuletzt das verbum Dei, das Wort Gottes. Und der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes hervorgeht. An der Wirklichkeit von außen also, die sich dem Innen darbietet, nicht an den Möglichkeiten des Innen allein hängt da wie dort seine Existenz.

EBERHARD HORST / SÜDLICHES LICHT

Es ist dieselbe Sonne, die das Licht gibt, im Süden wie im Norden. Aber es ist nicht dasselbe Licht. Und die Menschen, die in seinem Element leben, ihr Feld bestellen oder ihr Tagewerk leisten, großwerden und sterben, sind hier und dort andere. Nicht nur, daß der morgendliche Rundblick vom Berg eine von Grund andere Begegnung mit dem Licht vermittelt als der Sonnenaufgang an der Küste des Nordmeeres. Auf der durchklärten Höhe von Sils Maria schenkt sich mit dem Licht eine andere Geistigkeit als in der erdschweren brackigen Moorlandschaft Worpswedes. Das Lebensgefühl der Niederländer ruht im breiten behaglichen Licht, wie es die Bilder von Vermeer van Delft und Ostade ausfüllt. Die düstere Glut und flammende Ekstase in den Gemälden El Grecos und Zurbarans sind unter spanischem Himmel gemalt, dessen Sonne Ortega eine „gellende Fanfare“ nennt.

Seit germanische Stammesfürsten ihre Söhne in die römische Schule schickten

und die Züge der Völkerwanderung nach Italien und Spanien drängten, riß der Strom nach Süden nicht ab. Die Südwendung mittelalterlicher Herrscher führte zeitweise zur Vernachlässigung der Staatsgeschäfte im Reich. Unter der südlichen Sonne leben zu dürfen, war von jeher ein verführerischer Wunschtraum der Nordländer. Die moderne Touristik ist eine Variation des gleichen Themas. „Nach Süden nun sich lenken. . .“, sang der Romantiker Eichendorff. Aber lange bevor der Dichter seinen Taugenichts nach Italien ziehen ließ, hatte der urdeutsche Albrecht Dürer nach seinen italienischen Studien gerufen: „Oh, wie wird mich nach der Sonnen frieren!“ Ein deutscher Italienfahrer des neunzehnten Jahrhunderts sagt es rundheraus: „Der deutsche Himmel ist nicht mehr blau, er ist grau und spinnewebig, wenn man auch nur kurze Zeit in den italienischen Himmel geblickt.“ Es ist schon seltsam, daß die Sehnsucht von Norden nach Süden zielt. Selten geht sie den umgekehrten Weg. Um so mehr betrifft sie den, der die reine, konturenschaffende Lichtwelt des Südens sah. Wenn die Winter in den nördlichen Breiten allzulange das Leben hinter schützenden Mauern festhalten und durch getrübte Fensterscheiben eine unwirkliche Verbindung nach draußen führt, macht sich eine wachsende Unruhe breit, und man sehnt sich nach erlösendem Licht. Diese Sehnsucht vermag auch die zivilisierte Großstadt mit ihrem künstlichen Licht und künstlicher Wärme nicht zu vertreiben. Ein Tag im Hochwinter, wenn die Frostschraube knarrt oder auf dem Land der weiche, weiße Schneepelz liegt, kann wunderschön sein und auch dem Licht eine ungeahnte Intensität und Klarheit schenken. Aber gegen Ende des Winters – wie an seinem Beginn, bevor er zu sich selbst fand –, wenn die Tage unbestimmt und im diffusen Licht über die Erde kriechen, wächst die Unruhe. Je länger sich dieses konturlose Zwischen-den-Zeiten hinauszögert oder je mehr Frühling, Sommer, Herbst und Winter in ihrem jahreszeitlichen Ablauf durchlöchert sind, um so mehr bedrängen zagende Ungewißheit und Schwermut das menschliche Gemüt.

Unhold sind solche Zeiten. Nirgendwo gehen sie den Menschen so sehr an wie im Norden. In den langen Nächten, während der Sturmgott über den Himmel jagt, die Erde ächzt und stöhnt, und der Druckgeist auf dem Schlafenden hockt, wird ein zwielichtiges, dämonisches Personal geboren: Zwerge und Kobolde, Trolle und Völven, Thursen und Hexen. Die Welt ist verhangen, ungeklärt, voll Erwartung. Wie die sichtbare Welt in ein nebuloses und zwielichtiges Meer getaucht ist, so bleibt auch die geistige Welt ungestalt, problemhaft, gedankenschwer. „Ungeschickt und ulkig oder rohgeheimnisvoll“, nennt Theodor Däubler, der Nord und Süd gleicherweise kennt und erfahren hat, den Norden. Niemals werden die schweren Dinge und Sehnsüchte ausgeplappert, damit sie – selbst befreit – auch ihren Träger erlösen. Man frißt das Unbegreifliche in sich hinein und schweigt. Darüber können Geschlechter zugrunde gehen. Im Süden reifen die Gedanken wie Früchte im klaren Licht. Leicht finden sie ins Wort, manchmal allzu leicht. Im Norden bleibt vieles ungelöst, ungestalt und schafft von innen her ein ewiges Suchen und Sehnen, das sich in Gestalten wie Peer Gynt oder Faust, in den problemschweren Dramen Ibsens und Strindbergs verdichtet.

Geisterseher und Spökenkieker suchen die nördlichen Nebel zu durchdringen, blicken zurück oder ins Zukünftige. Die Augen des Nordländers mustern und blinzeln; sie sind von Falten umgeben. Auch auf dem Meer ist die Sicht verhangen. Nur mühsam und mit großer Geduld vermag der Blick aus dem Grau Konturen und Farben herauszuschälen. Das Auge des Südländers schweift selig. Im Süden schenkt das Licht Gestalt und Farbe, ein Geschenk, das gewiß ist und kein erhaschtes Glück. Gestalt ist ein Geschenk des Lichtes, im Physischen wie im Geistigen. Aber „in der Gestalt erst ist das Problem erledigt“, heißt es in einer Rede Hofmannsthal's.

Gestalt ist äußere Erscheinungsform, ein ins Außen Gestelltes. Im Süden drängt alles naturbedingt nach außen, der Gedanke wie der tägliche Ablauf des Lebens. In der Klarheit des südlichen Lichtes endet schneller als anderswo der schleppende „Prozeß der Begriffe“ und löst die Zunge. Die täglichen Verrichtungen des Menschenlebens sind in einem für den Nordländer unbegreiflichen Maße nach draußen verlagert. Dinge, die für den Nordländer Geheimnischarakter haben und in der Geborgenheit seines Hauses abgemacht werden, trägt der Südländer mit naiver Ungeniertheit vor dem Haus aus, auf der Straße, der Piazza, der Agora. Wenig bleibt verborgen oder rätselhaft. Aber für den Südländer ist das nach außen gewandte Leben nicht weniger ein Sich-zur-Schau-Stellen. Ein von der Theaterwelt völlig unberührter Straßensänger liefert Bravourstückchen theatralischer Pose, die jeden Operntenor beschämen. Die Mädchen und jungen Frauen bewegen sich auf den gepflasterten Straßen und Gassen wie auf dem Laufsteg.

Wie sehr das Licht die Gestalt gibt, zeigt die Landschaft. Das südliche Licht macht deutlich. Es schärft die Konturen, grenzt ab. In der unbewegten, blendend scharfen Helligkeit nimmt die klassische Landschaft selbst plastische, architektonische Formen an. Das Treibende und Drängende der Vegetation ist wie erstarrt. Der Wind hat keine Gewalt. Vincent van Gogh vergleicht die Zypressen der Südprovence mit einem ägyptischen Obelisk. Die mageren Oliven der Provence oder die kräftigeren italienischen Ölbäume mit ihren mattsilbernen Lanzettenblättern sind wie versteint. Die Pinienkrone wölbt sich wie eine Kuppel. Steineiche und Feigenbaum stehen unbewegt wie architektonische Gebilde in der Mittagsglut.

„Alles in der Natur modelliert sich gemäß der Kugel, dem Kegel und dem Zylinder. Man muß auf Grund dieser einfachen Figuren malen lernen.“ Dies hatte Cézanne in Aix zu Emile Bernard gesagt. Unter dem Himmel des midi, der Mittagsgegend im südlichen Frankreich, wird die für die moderne Malerei richtunggebende geometrische Figur zum erstenmal gesehen und ihre bestimmende Funktion deutlich gemacht. Die Bildfläche wird in irreguläre geometrische Figuren zerlegt. Aber damit ist der schöpferische Prozeß nicht am Ende. „Schärfer trennen und inniger verbinden“, das Elementargesetz jeglichen künstlerischen Schaffens, erfüllt sich beispielhaft in der Farbenweisheit des alten Cézanne. Figuren und Flächen füllen sich mit Farbe, mit Neapelgelb und rötlicher Terra di Siena, mit Preußischblau und Smaragdgrün, mit einer unvergleichlich gemischten Ockerfarbe zwischen Gelb und Rot.

„Die Sonne ist hier so gewaltig, daß sich mir die Gegenstände in Silhouetten zu verwandeln scheinen: nicht nur in weiße und schwarze, sondern in blaue, rote, braune, violette.“ Die reine und scharfe Lichtwelt des Südens schenkte dem Auge des Malers die beiden Grundpfeiler seiner Kunst: den figuralen Stil und die Reinigung der Farbe, Befreiung der Farbe zu sich selbst.

Wie sehr die Intensität der reinen Farbe und die Eindeutigkeit konturierter Raumfiguren Gaben des Lichtes sind, erweist der Vergleich mit den Landschaften des Nordländers Caspar David Friedrich. Cézanne bleibt eindeutig, auch wenn das äußerst nuancierte Farbempfinden des alten Meisters die Flächen immer mehr aufteilt und stuft. Wo Cézanne den klaren Ausdruck sucht, bleibt bei C. D. Friedrich ein Nebelschleier über der Landschaft. Die Farbgebung ist gedämpft, geheimnisvoll. Alles ist mehr Ahnung, schwebende Atmosphäre, als gestalthafte Gegenwart. Selbst der Bildvordergrund mit den hängenden Zweigen und kahlen Ästen, mit Stangen, Türmen, Ruinen und Menschen, befreit unseren Blick nicht, sondern dient nur dazu, wie durch ein Gitter den geheimnisvollen Hintergrund durchschimmern zu lassen, die Sehnsucht ins Endelose auszustrecken. Ein ahnungsvoller, aber unerfüllter und schwermütiger Tiefsinn liegt in den Landschaften Caspar David Friedrichs.

Man könnte meinen, das südliche Licht lasse menschliches Leben und künstlerisches Tun in leichteren Bahnen gehen. Wie leicht drängt alles nach außen, in die befreiende Gestalt! Wie schnell sind Dinge, die dem Nordländer problemhaft und schwer dünken und ihn ungelenk machen, für den Südländer gelöst! Aber die Klarheit des südlichen Lichtes beschönigt nicht, sondern steigert, intensiviert. Die Intensivierung richtet sich auf das Eigentliche der Dinge und macht ihren Wesenskern sichtbar. Alles Konturlose, Verschwommene, Ungeklärte wird unbarmherzig ausgeschieden. Klarheit ist immer auch Läuterung. Das Eindeutige besteht. Das Schöne ist noch einmal so schön. Das Häßliche ist noch einmal so häßlich. Der Schmerz ist nur noch Schmerz. Für die schwebende Melancholie ist kein Raum. Ein Nordländer, Vincent van Gogh, mußte kommen, die schmerzende Intensität des südlichen Lichtes unvergleichlich in der Farbe zu erkennen und wiederum in die Farbe zu bannen. Wie überwältigt war van Gogh, als er, von Norden kommend, zum erstenmal an der Mittelmeerküste stand und die alles durchdringende Helligkeit in seine Augen stach. Ähnliche Motive gab es auch in Holland, „aber der Unterschied liegt in der Farbe. Überall gibt es hier einen Ton wie Schwefel, die Sonne steigt einem zu Kopf.“ So schrieb Vincent an seinen Bruder Theo.

Wie keiner vor ihm sah er die erregende Deutlichkeit der südlichen Farben und gab sie unnachahmlich wieder. Alles ist Farbe, ein Urstrom von Farbe, das bewegte Meer und die Fischerboote vor Saintes-Maries, das Flimmern auf den Feldern der Crau, die Flammenbündel der Gärten und Zypressen, der hohe Mittag unter der schwefelgelben, kreisenden Sonne und der provenzalische Frühling. Das Licht ist wie ein Dröhnen. Wenn die Sonne abwärts steigt, glüht das Land. „Ich sah da einen roten Sonnenuntergang, der schickte Strahlen in die Stämme und das Blätterwerk der Fichten, die in dem Steingeröll wachsen. Er färbte in einem orange Feuer die Stämme und das Blätterwerk,

während die Fichten im Hintergrund sich preußischblau abzeichneten auf einem zarten blaugrünen Himmel, ganz himmelblau. Das war bezaubernd – das ist es, was ich malen möchte.“

Nichts bleibt unbestimmt, im Zwielflicht. Die Klarheit des Lichtes zwingt zur äußersten Wahrhaftigkeit. Eine geradezu einfältige Nötigung der Wahrheit liegt in den letzten Bildnissen van Goghs und in seinen erschütternden Selbstporträts. In den Bildnissen der Arlésienne, des Armand Roulin oder des Dr. Gachet, im Selbstporträt mit dem abgeschnittenen Ohr kommt mit erbarmungsloser Schärfe alles ans Licht. Nicht nur das äußerlich gegebene Kauzige oder Originelle, Trostlose oder Verbogene des Modells, sondern das aufgespeicherte Schicksal, Vergangenheit und Zukunft, all das, was verborgen in ihnen schlummert und ein kaum nennbares Wesen schafft, das ihren Augen den Glanz nimmt oder Furchen durch die Gesichter zieht. So wird sichtbar, wie Hofmannsthal gesagt hat, eine „menschliche Seelenkraft, die hier die Natur geformt hatte, und noch das andre, was hinter dem Gemalten war, das Eigentliche, das unbeschreiblich Schicksalhafte“.

Wenn wir den Menschen oder den Dingen auf den Grund kommen und sich ihr Wesenhaftes öffnet, werden sie einfach. Das Archetype wird sichtbar. Porträtstudien und Landschaften van Goghs vermitteln in barbarischer Einfachheit und Klarheit das Wesen des Dargestellten. Am Ende sammelt sich alles in Grundphänomenen wie Geburt und Verfall, Liebe oder Haß, Treue oder Verrat. Am Anfang und am Ende ist alles einfach. Der Heilige wie der Sünder, Genie und Kind sind einfach. Das Komplizierte, Mehrdeutige, Interessante ist immer Vorstufe, steht im Prozeß und ist noch nicht zur Klarheit ausgereift. Wahre Klassizität, ein Vers der Sappho, eine korinthische Säule oder ein Dialog Platons, ist wesenhaft einfach. Diese Einfachheit, die im Medium des südlichen Lichtes zur vollen Klassizität ausreifte, hat nichts mit „stillen Einfalt“ gemein. An dieser romantischen Verkennung krankte lange unser Griechenlandbild. Arkadien ist nicht das Land der Schäferpoesie, sondern ein rauhes Gebirgsland. Adler und Lämmergeier haben in den Schluchten und Hängen ihr Revier. Der griechische Ölbaum ist urwüchsiger und mächtiger als sein italienischer Bruder.

Die karge und rauhe Landschaft hat ihre Bewohner geprägt. Die Menschen sind ungeschwätzig und sparsam in ihrer Gestik. Sie sind auf die einfachen Dinge angewiesen und halten das Notwendige heilig wie Brot und Wein. Sie sind barbarisch rauh in ihrer Lebenshaltung und in ihren Sitten, aber herzlich und aufgeschlossen, wenn man an ihre Türe klopft. Die bloße Gefühligkeit aus dem gleichmachenden Topf der modernen Zivilisation ist ihnen fremd. Die Leidenschaft für den anderen oder gegen den anderen ist radikal und kann leicht mit dem Buchstabengesetz in Konflikt geraten. Aber dem Menschen, der ihnen gut begegnet, sind sie wieder gut. Dem Gastfreund öffnet sich das verschlossenste Tor, auch wenn Weltkriege die Völker spalten und jeder Fremde der Feind sein kann. Soldaten, welcher Nation sie auch angehörten, haben manch unwahrscheinliches Erlebnis aus Griechenland oder Kreta mitgebracht, das legendär anmutet. Es ist, wie wenn das reine und

durchdringende Licht die eindeutige und klare Haltung der Menschen provoziere. Keine komplizierte Klausel vermag die einfache Reaktion, die Treue zum Gast oder den Haß zum Blutsfeind, von ihrer Unbedingtheit abzubringen. Die gleichen Charakterzüge, die Landschaft und Menschen der Südprovence auszeichnen, finden sich gesteigert wieder unter attischem Himmel. Die Verbindung ist uralte. Baudenkmäler und Städtenamen der Provence weisen auf hellenische Ursprünge. Nicht von Italien, auch nicht von Sizilien aus führt der Weg zur griechischen Landschaft. Enger und wesensgemäßer ist die Verbindung zwischen Provence und Attika. In der Provence beginnt Griechenland! Die gleiche Intensität des Lichtes dringt in das Mark der Dinge. Die gleiche konturenschaffende Deutlichkeit und Klarheit, deren erregende Nötigung die großen Maler berauschte. Das griechische Licht „schenkt einen Rausch, der aber ein Rausch voller Klarheit ist, voll Gesundheit auf wirklicher Erde“. So erlebte es ein zeitgenössischer Griechenlandfahrer. Durch die Schluchten und rauen Berglandschaften Griechenlands bläst kein Mistral. Der attische Wind reinigt und kräftigt, er hält die Lebensgeister jung. Aber wenn wir das Rhônetal verlassen und die Hügelketten und Bergdörfer der Provence aufsuchen, erleben wir die gleiche gesunde Grobheit der Natur, die in der griechischen Landschaft wiederkehrt.

Das südliche Licht feiert seine höchste Intensität, seine Vollendung, im Licht von Hellas. Man sagt, die griechische Landschaft sei von den Fluten des Lichtes ausgeglüht und zeige dem Betrachter aus der Vogelperspektive ein Greisengesicht. So sieht es der Fernblick. Wer seinen Fuß auf attisches Land setzt, wird die Wildheit und Jugendfrische bewundern. Die karge Landschaft und die Zeugnisse menschlicher Schöpferkunst leben im Licht und durch das Licht. Das Licht beseelt sie und hält sie jung. Tempelruinen, Wälder von Säulen und zerstückte Skulpturen scheinen im attischen Licht den Jahrhunderten zu spotten. Nichts Konserviertes oder Mumifiziertes haftet ihnen an. Nicht nur, daß der Torsoscharakter abgeschlagener Tempelsäulen und zerstörter Plastiken, der Mauerreste alter Kultstätten einen neuen Grad von Ganzheit erreicht hat, der dem Gegenstand eine klassische Vollkommenheit schenkt. In der Gunst des attischen Lichtes erscheinen sie alterslos, als Inbegriff ewiger, unverwelkter Jugend. Das klare Licht und der immer lebhafteste, herbe Meerwind haben den Marmor rein erhalten. Er könnte gestern im Steinbruch geschlagen worden sein. Wahre Klassizität bedarf des reinen Lichtes. Romano Guardini hat darauf hingewiesen, daß an einer griechischen Vase oder korinthischen Säule nichts verborgen ist. Sie offenbaren ihre letzte Tiefe, ihren eigentlichen Grund. Es ist „Tiefe, die in der Klarheit liegt“. Damit wird der Prozeß menschlichen Bemühens, der auf das Erkennen der Dinge, auf ihre Wahrheit gerichtet ist, nicht verkürzt, wohl aber die Richtung unseres Denkens und Trachtens geklärt. Für den Nordländer, der ein anderes, komplizierteres Verhältnis zum Licht hat, besteht von jeher die Versuchung, die Tiefe im Dunkel, in der Nacht erfahren zu wollen. In der Pseudokunst und Pseudowissenschaft, in der breiten Schicht des Vulgären verflüchtigt sich diese Meinung zu der beliebten Verwechslung von wirklicher Tiefe mit bloß Dunklem, Verworrenem, Kompl-

ziertem – und zur Gleichschaltung des Einfachen mit dem nur Oberflächlichen. In der nordischen Mythologie wird die mächtige Gegenwart der Götter im undurchdringlichen Dunkel der Julnächte erlebt. Die lichtvolle Gestalt des verklärten Gottes würde in dieser mythischen Vorstellungswelt befremden. Dichter und Philosophen der deutschen Romantik haben versucht, eine Synthese zu finden. Novalis läßt die Nacht in einem heiligen Glanz erstrahlen. Es ist ein gefährlicher Versuch. Novalis deckte ihn mit der Lauterkeit seines Herzens und der Schärfe seines Geistes. Wohl liegt in jeder Nacht die Gewißheit des neuen Tages verborgen. Aber Nacht, Dunkel, das Chthonische als mythische Synonyme, als Gegenpart zur Schöpfungsüberlegenheit des Tages auszuspielen, führt in heillose Verwirrung. „Den Grund finden wir nie im Abgrund“ (Heidegger).

Je mehr schon die sichtbare Welt verhangen ist, nebulos, ungestalt, und die Erkenntnis der einfachen Dinge wie der geistigen Gründe problemschwer wird, um so mehr neigen wir dazu, diesen Zustand ontologisch zu festigen. In einem so erlebten Weltzustand wird das Erkennen abhängig vom menschlichen Sehenkönnen. Der Erkenntnisakt gründet nicht mehr in der Wirklichkeit des Gegenstandes, sondern im subjektiven Vermögen des Erkennenden. Der Süden denkt anders. In der intensivierenden Klarheit des südlichen Lichtes wird das Sehenkönnen vom Gegenstand gegeben. „Nicht die Subjektivität begründet das Sehen, sondern das Sehen ist die Antwort darauf, daß Wirklichkeit da ist und gesehen sein will“ (Guardini).

Die schönste und eindringlichste Deutung des Lichtes gab Dante in der Lichtmetaphysik seiner Göttlichen Komödie. Ihr liegt die Erfahrung des südlichen Lichtes zugrunde. Nicht nur wird das Licht zum Zeichen des Guten und wird das Infernum als Abwesenheit des Lichtes erfahren. Das Bewußtsein Gottes, der innerste Kreis des Himmels ist „pura luce“, reinstes Licht. Dem Anblick dieses gewaltig flutenden und für den Nichteingeweihten tödlichen Lichtes steht der Wanderer verständnislos gegenüber. Erst nachdem er seine Augen in der Lichtflut gebadet hat, die selbst Teil des Himmels ist und von Gott kommt, wird der Wanderer sehend und darf das höchste Ziel, die Vollendung, schauen. Das eine Licht selbst gibt, daß man es schauen kann. Aber es fordert die Hingabe dessen, der seinen Bereich betreten hat. „Nun sind wir aus dem weitesten Bereich hinausgeschritten in den Himmel, der reinstes Licht ist. Geistiges Licht, der Liebe voll; Liebe zum wahren Gut, der Freude voll; Freude, die alle Süße übersteigt.“

JOHANNES SPÖRL / DIE LUDWIG-MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Die 1951 auf einen Höhepunkt gelangte Diskussion um eine vierte bayerische Landesuniversität hat Probleme in den Blickpunkt einer breiteren Öffentlichkeit gerückt, welche die Sonderstellung und Eigenart der Ludwig-Maximilians-Universität München umreißen. Man ist inzwischen von dem Plan einer weiteren Universitäts-Stiftung neben Würzburg (gegründet 1402) und Erlangen (gegründet 1743) aus finanziellen Gründen, besonders aber aus allgemein-praktischen Erwägungen abgekommen. Wie auch immer: jedenfalls erwies sich der seit 1947 wiederholt gegen die Universität München erhobene Vorwurf, sie sei zu einem Massenbetrieb, zu einer „Mammutuniversität“ geworden, als nicht überzeugend. Wenn man von der Notwendigkeit einer Entlastung bzw. Verlagerung des Studienbetriebs sprach, so war man sich bei allen berechtigten Argumenten doch bewußt, daß sich eine solche Verteilung nicht durch äußere Maßnahmen erzwingen läßt. Denn sicherlich, so wenig sich die Bedeutung einer hohen Schule statistisch errechnen läßt, so kann doch andererseits die Zahl der zum Teil von weit her kommenden Studenten auch nicht gewaltsam reguliert oder gar abgebunden werden, weil sie zutiefst mit der inneren Struktur einer Hochschule, mit den Namen ihrer Lehrer, der Art der Institute, überhaupt mit der ganzen ihr eigenen Ausprägung des Wissenschaftsbetriebes zusammenhängt. Gehört es doch von Anfang an zum Wesen der abendländischen Universität – und das ist auch in der neuesten Periode ihrer vielhundertjährigen Geschichte nicht anders geworden –, daß ihr als einer lebendigen *universitas magistrorum et scholarum* räumliche Grenzen fremd sind. So war es schon am Beginn der abendländischen Universität im 12. Jahrhundert, als sich die Scholaren des ganzen *orbis latinus* um berühmte Lehrerscharten, wie etwa in Paris, Bologna, Oxford. Und nach einer vorübergehenden Epoche der geistigen Verengung und territorialen Begrenzung hat sich die deutsche Universität ja dann bekanntlich im 19. Jahrhundert wieder zu einer ähnlichen Breitenwirkung und Kosmopolitizität erhoben; freilich geschah dies jetzt auf Grund anderer Voraussetzungen entsprechend den veränderten Lebensverhältnissen und Zielen, seitdem mit der mählichen Formung des modernen deutschen Universitätstyps als Stätte der Lehre und Forschung eine neue Basis für die Entwicklung zu internationaler Geltung gegeben war. Es ist keineswegs nur ein inflationäres Zeichen, wenn die Zahlen der Studierenden seit dem Zusammenbruch von 1945 erheblich gestiegen ist – genauso übrigens wie auch schon nach dem ersten Weltkrieg. Das mag nicht zuletzt darin begründet sein, daß gerade in Zeiten der Verwirrung, der geistigen Ortlosigkeit die Universitäten sich als standfeste geistige Mittelpunkte erwiesen haben, denen die akademische Jugend Vertrauen entgegenbrachte. Natürlich hat diese Erscheinung die hohen Schulen auch vor manche Schwierigkeiten

rigkeiten gestellt, so daß der Ruf nach Universitätsreform als zeitgemäßes Anliegen nicht mehr verstummte.

Die Ludwig-Maximilians-Universität ist heute die größte Universität Westdeutschlands; sie hat indes die Frequenz der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin (mit nur vier Fakultäten) nicht erreicht: WS 1930/31 16670, SS 1931 14900. Dabei ist bemerkenswert, daß der prozentuale Zuwachs in der letzten Generation in München nicht in dem Maße gestiegen ist wie an anderen deutschen Hochschulen, wo er zum Teil sich verdoppelte. Die Münchner Statistiken der letzten hundert Jahre zeigen, daß das Zunehmen der Studentenzahlen durchaus eine Konstanz aufweist, die nur in allgemeinen Umschichtungszeiten stärkeren Schwankungen unterworfen war. Im ersten Semester nach der Verlegung unserer Alma Mater von Landshut nach München (1826) waren etwa 1500 Studierende immatrikuliert; 1872 bei der 400jährigen Stiftungsfeier zählte die Münchner Universität 1270 Studenten; im Sommersemester 1900 4598, Sommersemester 1914 7031. Interessant ist hierbei, daß schon 1922 von den 9614 Studierenden 48% Nicht-Bayern waren. Von da an hielt sich die Zahl bis 1935 durchschnittlich auf 8500, um dann wieder abzusinken auf 4500 bis 5000, während der Lehrkörper unverändert blieb. Wenn die Zahlen heute bis zu durchschnittlich 12300 (in den letzten Semestern) angewachsen sind, so entspricht dies den allgemeinen Zeitverhältnissen. Man darf freilich auch nicht vergessen, daß gerade in Bayern ein beträchtlicher Prozentsatz der Heimatvertriebenen Aufnahme gefunden hat und viele junge Menschen, die eigentlich in Breslau oder Königsberg studiert hätten, an bayerischen Universitäten, vor allem München, ihre Ausbildung erhalten.

Gewiß, die Zahl von über 12000 Universitätsstudenten, von denen jährlich durchschnittlich 2000 durch Examensabschluß ins Berufsleben treten, mag erstaunen, wenn man ihr die Tatsache gegenüberstellt, daß 1945 völlig neu angefangen werden mußte – sowohl in bezug auf den stark reduzierten Lehrkörper wie hinsichtlich der Universitätsgebäude. Der zweite Weltkrieg hatte in dieser Hinsicht kaum zu bewältigende Probleme hinterlassen; die einzelnen Institute und Kliniken waren bis zu 80% zerstört, und der Wiederaufbau ist trotz aner kennenswerter Anstrengungen auch bis heute noch keineswegs befriedigend gediehen.

Den Neubeginn nach 1945 leitete die Wiedereröffnung der 1940 aufgelösten Katholisch-Theologischen Fakultät ein. Was die übrigen Fakultäten betraf, so lasteten auf der sehr kleinen Schar der noch zur Verfügung stehenden Dozenten schwere Aufgaben gegenüber der hohen Zahl von über 7000 Studierenden, obwohl für die einzelnen Fakultäten ein numerus clausus eingeführt war. In Dankbarkeit denken wir dabei an jene hochbejahrten Emeriti, die selbstlos einsprangen und von denen einige – wie der Romanist Karl Voßler und der Altphilologe Albert Rehm – als Rektoren das Universitätsleben wieder in Gang brachten. Der Weg zur Wiederbesetzung der verwaisten Lehrstühle führte über schmerzliche Absagen; und der bayerische Staat hatte es nicht immer leicht, mit finanziell kräftigeren Ländern zu konkurrieren. Immerhin waren die größten Lücken bis 1950 geschlossen, und es kündigte

sich auch bereits ein reicher Nachwuchs an. Mählich konnte sogar daran-gegangen werden, den Bedürfnissen entsprechende neue Lehrstühle mit Instituten zu schaffen, von denen hier die für Christliche Gesellschaftslehre, Internationales Privatrecht, Soziologie, Weltpolitik, Amerikanistik genannt seien. Die Verbreiterung der Forstwissenschaften machte Lehrstühle für Bodenkunde und Holztechnologie erforderlich. So kamen ferner hinzu der weitere Ausbau der Physikalischen Institute, die Gründung des Grabmann-Instituts zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, die Einrichtung des Kanonistischen Instituts mit selbständigem Promotions- abschlusß und schließlich der mächtig vorangetriebene Neubau des Butenandt-Instituts.

Auch die Unterbringung der Institute hat sich inzwischen weithin regeln lassen. Das Ideal, einen größeren Gelände-komplex um das alte, unter König Ludwig I. von Friedrich Gärtner erstellte (1835–1840), unter Prinzregent Luitpold von German Bestelmeyer erweiterte (1906–1909) Hauptgebäude an der Ludwig- und Amalienstraße zu gewinnen, also sozusagen eine „Universitätsstadt“ zu gründen, hat sich zwar nicht verwirklichen lassen. Durch glückliche Ausweitung des Areals ist es aber doch gelungen, in einem für die Großstadt München erstaunlich engen Radius für sechs Fakultäten (Theologische, Juristische, Staatswirtschaftliche, Tierärztliche, Philosophische und zum Teil Naturwissenschaftliche Fakultät) Platz zu schaffen. Auch die Universitätsbibliothek findet nunmehr wieder eine ständige Heimstätte im Komplex des Hauptgebäudes. So sind nur einige Institute der Naturwissenschaftlichen Fakultät sowie die Kliniken in weiterer Entfernung über die Stadt verstreut. Die endgültige Unterbringung der medizinischen Kliniken bleibt freilich noch ein schwieriges, heftig diskutiertes Problem, ob sie an ihren bisherigen Stellen bleiben oder an den Stadtrand verlegt werden sollen.

Die vornehmlichen Träger dieses Neuaufbaues sind die von alters her in der Verfassung grundgelegten Organe: Rektor, Senat und Verwaltungsausschuß, welcher aus dem Rektor, vier vom Senat für jeweils vier Jahre gewählten Ordinarien (als Bau-, Finanz-, Personal- und Rechtsreferent) und dem Direktor des Georgianums besteht. Auf ihnen ruht die Hauptverantwortung für den Organisationsbetrieb der Gesamtuniversität.

Dank einer zwar spannungsreichen, doch überaus fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen der Universität und den zuständigen Staatsministerien konnte viel zum Wiederaufbau der *Alma Mater Monacensis* geleistet werden. Das wäre nicht möglich gewesen ohne den Idealismus der einzelnen Instituts-Vorstände und Klinik-Direktoren und auch des Verwaltungspersonals, wobei die Überforderungen häufig genug die Grenze des Zumutbaren überschritten haben. Zahlreiche berechnete Wünsche bleiben freilich noch offen, angefangen bei der Raum- und Hörsaalnot, den noch keineswegs sachgerechten Lehr- und Arbeitsbedingungen usw. Insbesondere muß noch viel geschehen für Schaffung von Assistentenstellen, Diätendozenturen und nicht zuletzt auch für die Vermehrung des Verwaltungspersonals. Man wünschte sich, daß bei den jährlichen Haushaltsberatungen der Rat der Universität sowohl bei den personellen

wie den sachlichen Planungen noch stärker herangezogen würde, um möglichst zweckentsprechende Lösungen zu finden und Umwege zu vermeiden.

Der Sachverhalt, daß die Münchner Universität trotz der angeführten Wiederaufbauschwierigkeiten heute die meist gesuchte des Bundesgebietes ist und auch für das Ausland wieder eine hohe Anziehungskraft (8–9%) besitzt, kann nicht mit der vorwurfsvollen Feststellung abgetan werden, eine solch große Universität gefährde die Entwicklung wahren geistigen Lebens durch einen ungeformten Massenbetrieb; sie könne die Aufgabe, den einzelnen Studierenden zu echtem Verantwortungsbewußtsein zu führen, nicht in dem Maße erfüllen wie eine kleinere Universität. Gewiß ist der Kontakt von Mensch zu Mensch bei einer großen *civitas academica* in einer weitläufigen Stadt erschwert. Auch die etwa in Freiburg oder Tübingen unter anderen Bedingungen aufgebauten, so hervorragend bewährten *studia generalia* lassen sich nicht mit dem gleichen Erfolg durchführen. Es mag indes Ausdruck eines gesunden Empfindens sein, wenn die akademische Jugend gemäß ihrem alten Recht der Selbstverwaltung in studentischen Gemeinschaften, welchen in einer Großstadt naturgemäß erhöhte Bedeutung zukommt, neue Möglichkeiten zu geistigem Austausch und fruchtbarer Begegnung zwischen Professoren und Studenten wie auch zwischen den Studierenden aller Fakultäten untereinander sucht. Die Münchener Universität hat von jeher die Gemeinschaftsfreudigkeit gefördert und damit einer lebendigen geistigen Aktivität und verantwortungsfreudigen Selbständigkeit der akademischen Jugend Raum gelassen, wie es die Geschichte der letzten hundert Jahre ja wiederholt zeigt.

Die Hauptgründe für die Beliebtheit der Ludovico-Maximilianea aber liegen wohl vornehmlich in der Bedeutung Münchens als Kulturzentrum mit seinen Museen, seinem Theater- und Konzertleben; sie liegen weiterhin in der Vielfalt der Studienmöglichkeiten durch die nahe Verbindung mit anderen Hochschulen (Technische Hochschule, Akademie der bildenden Künste, Hochschule für Musik), wie auch durch die breite Anlage des Lehr- und Forschungsbetriebes der Universität selbst. Das hat ihr „zweiter Gründer“, König Ludwig I., bei der Verlegung der alten Ingolstädter-Landshuter Alma Mater und ihrer Neuorganisation in München (1826) vorausschauend erkannt.

Die Universität München besitzt gegenwärtig sieben Fakultäten (seit der Trennung der Philosophischen Fakultät in zwei Sektionen 1865; in zwei Fakultäten 1937, der Gründung der Cameralistischen, später Staatswirtschaftlichen Fakultät 1799 und der Angliederung der Tierärztlichen Hochschule 1913). Unter den rund 160 Lehrstuhlinhabern, 350 Privatdozenten, 130 Instituten, 14 Kliniken und 3 Tierkliniken sind sehr seltene, für Deutschland zum Teil einzigartige Fächer vertreten, etwa hinsichtlich der Geschichte und Kultur Südosteuropas und des Nahen und Fernen Orients.

Würden Statistiken und Wirklichkeit immer identisch sein, so träfe bei den 560 Dozenten (ohne Lektoren) auf den einzelnen die durchaus tragbare Zahl von 20 bis 25 Studenten. Doch gehört es nun einmal zum Wesen der hohen Schule, daß sich bestimmte Zentren bilden – sei es nun der Berühmtheit einzelner Lehrer oder der Art des Faches wegen –, wobei naturgemäß die

Disziplinen mit den größten Berufsaussichten die stärkste Frequenz aufweisen. Schon seit dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts mit der Verschärfung des Berechtigungswesens hört man ja bekanntlich Klagen über jene studiosi, welche sich zu sehr dem Brot- und Zweckstudium hingeben auf Kosten der wahren Liebe zur scientia. Solche Fragen sind des öfteren von den um die Wissenschaft Besorgten erörtert worden.

Die gegenwärtige Situation der Universität München mag aus den wenigen gegebenen Zahlen und Beobachtungen einigermaßen ersichtlich geworden sein. So brennend noch eine Reihe von Problemen der Lösung harren, so hat die Ludovico-Maximiliana doch ihren internationalen Rang behauptet und gestärkt. Es bedeutet sehr viel, daß 1955 die Sorbonne und 1956 sämtliche Schweizer Universitäten, repräsentiert durch ihre Rektoren und namhafte Fachvertreter, der Einladung zu einem europäischen Colloquium Folge geleistet haben. Die Verbindungen, die sich damit anknüpften, sind zu einer tragfähigen Brücke abendländischer Gemeinsamkeit geworden.

Seit 1945 – das kann man auf Grund des bisher Dargelegten wohl sagen – hat ein neuer, nicht unbedeutender Abschnitt in der Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität eingesetzt. Er ist in erster Linie bestimmt von den bisher in diesem Maße nicht bekannten Problemen eines Total-Neaufbaues und einer Reorganisation des Forschungs- und Lehrbetriebes verbunden mit den unser Jahrhundert allgemein kennzeichnenden Anforderungen hinsichtlich der Ausweitung der Kenntnisse auf allen Gebieten; und schließlich, keineswegs zuletzt, ist dieser Abschnitt beeinflußt von dem enormen Anwachsen der Bevölkerung. Ist doch München, welches noch 1826 57000 Einwohner zählte, heute zu einer Millionenstadt angewachsen, in deren Gefüge die Zahl von insgesamt 30000 Studierenden (aller Hochschulen), also 3%, durchaus im bisher üblichen Rahmen geblieben ist, ja nicht einmal das prozentuale Verhältnis zwischen Bevölkerung und (nur Universitäts-)Studenten (1500) von 1826 erreicht. Das Gesicht Münchens hat sich also – von den Studentenzahlen her gesehen – nicht allzusehr verändert. Das Wort, mit welchem W. H. v. Riehl vor 73 Jahren das Verhältnis zwischen der Stadt München und ihrer Universität so treffend ausgedrückt hat, gilt auch noch heute: „Die Stadt hat die Universität nicht verschlungen und die Stadt wird nicht beherrscht durch die Universität, aber beide fördern sich gegenseitig.“

Zweifellos scheint die Entwicklung der Münchener hohen Schule zu dem heutigen imposanten, wenngleich durchaus übersichtlichen Organismus größtenteils in den verschiedenen kulturell-wirtschaftlichen Faktoren unserer Gegenwarts-Situation begründet zu liegen; doch nicht alles läßt sich hierdurch erklären. Wie jeder lebendige Organismus – und ein solcher ist die *civitas academica* wie keine andere Institution – etwas historisch Gewordenes darstellt, das die Spuren seiner einzelnen Entwicklungsphasen an sich trägt, so ist letztlich auch die neuzeitliche Ausprägung der Ludovico-Maximiliana ein Ergebnis ihrer bald 500jährigen Geschichte.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Universität ist, daß sie zweimal den Ort gewechselt hat; jede ihrer drei Heimstätten bedeutet eine markante, irgendwie

in sich geschlossene Periode ihrer Geschichte. Nicht zuletzt diesem Umstand verdankt es unsere Alma Mater, daß sie die Merkmale der mittelalterlichen hohen Schulen mit den Vorzügen der großangelegten Neugründungen des 19. Jahrhunderts, Göttingen, Berlin, verbindet; in sichtbarer Weise begegnen sich hier Tradition und Fortschritt.

Die Wiege der Ludwig-Maximilians-Universität stand in Ingolstadt. Gestiftet 1459 (Erteilung der päpstlichen Zustimmung) bzw. 1472 (feierliche Eröffnung) von dem Wittelsbacher Herzog Ludwig d. Reichen, privilegiert durch Papst Pius II. (Enea Silvio Piccolomini), entstammt die Ingolstädter hohe Schule wie ihre Schwestern Freiburg (1457), Basel (1459), Trier (1473), Mainz (1476) und Tübingen (1477) jener fürstlichen Gründungsepoche, die im Zeichen des herausziehenden humanistischen Zeitalters – mit Würzburg (1402) begonnen hatte und zurückwies nach Wien (1365). Organisationsprinzip (Rektor und consilium = Senat, Gliederung nach vier facultates) und Statuten übernahm Ingolstadt von Wien und damit indirekt von Paris, dem Urbild fast aller *studia generalia* nördlich der Alpen. Die Verwurzelung in der abendländisch-mittelalterlichen Universität sollte für die Entwicklung der neuen bayerischen Landesuniversität von nicht geringer Bedeutung werden. Nicht nur hat der gesamte Studienbetrieb mit seinen Unterrichtsmethoden, seinem scholastischen Lehrgebäude, dem Collegiensystem usw. bis weit ins 18. Jahrhundert hinein das akademische Leben maßgeblich geformt – was nicht immer nur ein Positivum war. Von bleibendem Wert sollte sich vielmehr erweisen, daß die innere Struktur Ingolstadts – wie überhaupt aller dieser spätmittelalterlichen hohen Schulen – also ihr korporativer Aufbau, weitgehende Selbstverwaltung und vielfältige statutenmäßig festgelegte Gebräuche wie das Zeremoniell bei akademischen Feiern usw. sich auch über trübe Zeiten hinübergerettet und bis heute im Kern erhalten hat. Die Universität der Neuzeit wäre nicht zu dem geworden, was sie ist, hätte sie nicht auf dem ehrwürdigen Traditions- und Erfahrungsgut der früheren Jahrhunderte aufbauen können.

Die Entwicklung der Hohen Schule zu Ingolstadt war, wie bei allen Landesuniversitäten ihrer Art, eng mit den Geschicken ihres Territoriums verknüpft; darüber hinaus aber spiegeln ihre Matrikeln und Lehrpläne in sprechender Weise auch die Anliegen und Fortschritte der allgemeinen geistigen Bemühungen wider. Von Anfang an war man darauf bedacht, berühmte Persönlichkeiten, auch aus dem Ausland, als Lehrer der Hochschule zu verpflichten, so daß sie bald schon zu einem Zentrum geistigen Lebens wie auch zum Teil schwerwiegender Auseinandersetzungen wurde. Erste Trägerin der Entwicklung war die Artistenfakultät, an welche sich übrigens auch die Anfänge der Universitätsbibliothek (1482) sowie des Georgianums knüpfen: 1494 von Herzog Georg dem Reichen für elf arme Theologiestudenten gestiftet, unterstand es, wie alle Bursen, zunächst dieser Fakultät, um dann 1593 in die unmittelbare Obhut des Senats zu kommen.

Die junge Universität machte einen guten Start. Gelehrte wie Konrad Celtis, der seit 1492 vorübergehend hier lehrte, oder der Arzt und erste bestallte Poet Erhard Windsberger führten mit dem humanistischen Bildungsideal

eine Glanzperiode herauf, die etwa bis 1520 währte. Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert galt Ingolstadt als Hochburg der klassischen Altertumswissenschaften und der Philologie. Bleibt mit seiner Hochschule doch das Erwachen des Studiums der hebräischen Sprache verbunden, vertreten durch Petrus Schwarz oder Niger (1473), einen der frühesten Hebraisten in Deutschland, durch Johannes Böschenstein (1505) und den weitgerühmten Johann Reuchlin, der hier 1520 im größten Hörsaal lehrte. Ebenso rückte im Zusammenhang des Aufschwunges der mathematischen und astronomischen Studien (Johann Engel, Johann Stabius, dann die Gebrüder Philipp und Peter Apian) die griechische Sprache zu einem Hauptfach empor unter Johann Peurle (1515). Als Zierde Ingolstadts und Bayerns galt insbesondere der Prinzenenerzieher und Historiograph Aventinus (Johann Turmair), der „Vater der bayerischen Geschichtsschreibung“, der den Doktorhut von der Pariser Universität mitgebracht hatte; seine Bayerische Chronik ist das erste Werk von bleibendem Wert, das mit der Hochschule in Verbindung gebracht werden kann. Schicksalhaft für die Zukunft wurden die Weichen im Zeitalter der Reformation gestellt. Mit dem Eintritt des Polyhistor Johann Meier aus Eck (1510) – des ersten deutschen Theologen, der sich in öffentlicher Disputation Luther stellte –, übernahm die Theologische Fakultät die Führung, ja rückte vorübergehend zu abendländischer Bedeutung auf. Ingolstadt wurde damit zur vornehmsten Rivalin der eben gegründeten Universität Wittenberg (1502) und blieb für die folgenden zwei Jahrhunderte ein Vorort der katholischen Reformation in Deutschland, insbesondere seitdem nach einer vorübergehenden Krise durch Ecks Tod (1543) auf Drängen Wilhelms IV. 1548 Vertreter der Gesellschaft Jesu an die Universität berufen wurden. 1549 schon kamen drei der bedeutendsten, unter ihnen der Niederländer Petrus Canisius, der im Wintersemester 1550 sogar das Rektoramt bekleidete. Hinfort galt Ingolstadt nicht nur als hervorragende Bildungsstätte der Theologen Deutschlands, sondern vor allem auch als Erziehungsanstalt der deutschen Fürstengeneration, welcher im Zeitalter des Grundsatzes cuius regio eius religio entscheidendes Gewicht zukam. In Ingolstadt studierten u. a. der junge Herzog Maximilian I. und Erzherzog Ferdinand von Österreich, der spätere Kaiser, welcher 1594 als Dank ein Trinkgeschirr in Gestalt eines goldenen Schiffes stiftete; heute noch steht dieses bei akademischen Feiern vor dem Rednerpult. Natürlich hatte auch die Universität Ingolstadt manche Niederungen durch innere oder äußere Bedrohung durchzustehen: im 16. Jahrhundert gefährdete noch der zuweilen erbitterte Wissenschaftsstreit der *antiqui* und *moderni* die Einheit; auch das in manchem Betracht freilich anregende Ringen zwischen der Universität und dem Jesuitenorden um das gegenseitige Unterordnungsverhältnis, welches 1588 mit der völligen Übertragung der Artistenfakultät (seit 1562 als Philosophische Fakultät den anderen Fakultäten gleichgeordnet) an den Orden endete, schien die Kräfte manchmal zu verzetteln und zu lähmen. Und im 17. Jahrhundert sollte dann der Dreißigjährige Krieg tiefe Wunden in den Studienbetrieb schlagen; 1634/35 blieb die Hochschule überhaupt geschlossen. Dennoch griff seit dem endenden 16. Jahrhundert eine neue verheißungsvolle

Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in allen Fakultäten Platz; sie war nicht zuletzt von den Jesuiten getragen, welche ja mit der *ratio studiorum* von 1599 bekanntlich allgemein eine neue Epoche des Erziehungswesens eingeleitet hatten. Der Aufschwung der Wissenschaften, vor allem nach der naturwissenschaftlichen Seite hin, ist gekennzeichnet durch Namen wie Jacob Gretser (Philologe), J. B. Cysat (Mathematiker), Athanasius Kircher (Polyhistor und Naturwissenschaftler) oder Christoph Scheiner, den durch seine Auseinandersetzung mit Galilei bekannt gewordenen Astronomen, welcher 1611 auf dem Turm der Hl.-Kreuz-Kirche zu Ingolstadt eine behelfsmäßige Sternwarte zur Beobachtung der Sonnenflecken einrichtete. In der Philosophischen wie auch der Juristischen Fakultät setzte sich mählich eine neue Unterrichtsmethode durch: hier durch die Verweisung der seit dem Humanismus eingebürgerten Fächer wie Rhetorik, Poesie und Humanität an die vorbereitenden Gymnasien, dort durch die langsame Umwandlung der alten scholastischen Glossentradition zur Ausbildung einer systematisch-dogmatischen Methode der Kompendien. Das Ansehen der Juristischen Fakultät war vor allem gestiegen seit der Errichtung eines Schöppenstuhles (1576), der Schaffung einer Professur für Straf- und Lehenrecht (1586) und der Verleihung der kaiserlichen Comitiva 1623 (d. i. das Recht, Notare und Tabellionen zu ernennen und zu revestieren, uneheliche Kinder und Bastarde zu legitimieren, die Würde des Poeta laureatus zu verleihen, das Wappenrecht zu erteilen usw.).

Eine entsprechende Entwicklung vollzog sich in der Medizinischen Fakultät, indem diese sich seit dem 17. Jahrhundert immer stärker der experimentell-praktischen Seite zuwandte und damit der Gestalt der modernen Medizinischen Fakultät den Weg bahnte. Schon 1507 war unter Bezugnahme auf Tübingen erstmalig auf die Wichtigkeit der Pflege von Chirurgie und Anatomie hingewiesen worden; das erste gedruckte Vorlesungsverzeichnis von 1571 spricht von Vivisektionen. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts werden Krankenbesuche und gesundheitspolizeiliche Maßnahmen gefordert. 1641 bereits fanden die ersten öffentlichen Leichensektionen statt. 1661 wurde die Anatomie zu einem ordentlichen Unterrichtsfach erhoben (unter Franz Ignaz Thiermair). Auch auf regelmäßige Vorlesungen über Botanik und Chemie sowie auf Anlage eines Spitals und einer medizinischen Bücherei wird seit 1700 immer schärfer gedrängt, bis schließlich 1723 ein Botanischer Garten und ein Anatomisches Institut mit chemischen und physikalischen Laboratorien, 1760 dann ein eigenes Pharmazeutisch-Chemisches Laboratorium erbaut wurden. Die allgemein-geistigen Umschichtungen besonders während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – markiert durch die Gründung der Akademie der Wissenschaften zu München 1759, die vom Papst verkündete Aufhebung des Jesuitenordens 1773 und die Konstituierung des Illuminatenordens 1776 – verfehlten nicht ihre Wirkung auf die Ingolstädter Alma Mater. Immer mehr treten nun Gründungen von Instituten in den Vordergrund, z. B. 1753 das neue Physikalische Kabinett, 1760 das schon erwähnte Pharmazeutisch-Chemische Laboratorium, 1767 die Errichtung einer neuen Sternwarte durch J. Rhomberg. Neben der Förderung der naturwissenschaftlich-mathematischen

Studien fanden jetzt auch die historischen und philologischen Fächer Eingang in die hohe Schule: in der Theologischen Fakultät durch das Hinzukommen neuer Fächer wie u. a. einer Art enzyklopädischer Einleitung, orientalische Sprachen, Kirchengeschichte; in der Philosophischen Fakultät durch die Gründung eines Lehrstuhls für allgemeine Geschichte (1726), welcher 1788 die Errichtung eines Lehrstuhls für lateinische Philologie folgte. 1733 war mit der Erwerbung der berühmten Sammlung des Ferdinand Orban zudem der Grund für ein polyhistorisches Museum gelegt.

Die Reform des Unterrichtswesens ging dabei vor allem von der Juristischen Fakultät aus, wo Johann Adam Ickstatt 1746 als Professor für Öffentliches Recht und Natur- und Völkerrecht eingetreten war; bald begann er, im Anschluß an das rationalistische System seines Marburger Lehrers Christian Wolff, den juristischen Lehrplan von Grund aus umzugestalten und um zahlreiche, besonders historische Fächer zu bereichern (z. B. Rechtsgeschichte). Nach Ickstats Tod (1776) führte eine eigens aufgestellte, von allen Fakultäten besetzte Kommission seine Pläne für die Gesamtuniversität durch.

Obwohl sich in allen Fakultäten also ein verheißungsvoller Aufschwung im Banne der rationalistisch-empirischen Forschung vorbereitete, welcher in die Studienordnungen von 1774, 1784 und 1799 mündete, so wurde doch bald offenbar, daß Ingolstadt trotz aller Anstrengungen nicht mehr Schritt halten konnte mit dem geistigen Fortschritt an den aufstrebenden jungen Universitäten Halle und Göttingen; der Studienbetrieb hatte sich irgendwie totgelaufen und schien aus eigener Kraft die Krise nicht überwinden zu können. Seit 1769 erhoben sich daher – nicht zuletzt von seiten Ickstats – Stimmen, welche für eine Verlegung der Alma Mater in die Landeshauptstadt plädierten, „da das beengte Leben in der Festungsstadt keinen frischen Atemzug mehr eindringen lasse“. Als 1799 die Residenz in Landshut aufgelöst wurde, regte Kurfürst Karl Theodor an, die Hochschule als Entschädigung für Landshut dorthin zu legen, was 1802 durch Kurfürst Maximilian IV. Joseph durchgeführt wurde. Von da an trägt die hohe Schule den Namen Ludwig-Maximilians-Universität.

Die Anfänge in Landshut zeigten die bayerische Landesuniversität wieder auf einer hohen Stufe, obwohl die politische Ungunst der Zeiten, Streitigkeiten zwischen den Studenten und dem Militär, die finanzielle Notlage, Zwistigkeiten im Lehrkörper, insbesondere im Zusammenhang der Auseinandersetzung zwischen den widerstreitenden Geistesrichtungen der Aufklärung und Romantik, das Gedeihen hemmten. Persönlichkeiten wie die Juristen P. J. A. v. Feuerbach, K. v. Savigny, der Mediziner J. A. Röschlaub oder der Theologe J. M. Sailer gaben dem wissenschaftlichen Leben während dieser 24jährigen Übergangsperiode in Landshut große Auftriebe. Die Verlegung erwies sich – zunächst wenigstens – als fruchtbar; sie bedeutete nicht nur eine Verjüngung durch frische Blutzufuhr, sondern die völlige Neuorganisation des Lehrbetriebes schärfte auch den Blick für die neugestellten Aufgaben und führte die Hochschule zu einer schöpferischen Besinnung auf ihre Bestimmung und ihre Zukunftsmöglichkeiten. Die weittragende Bedeutung dieser Tatsache

wird besonders deutlich, wenn man sich vor Augen hält, daß so manche der alten Hochschulen – wie Köln, Mainz, Trier, Helmstadt, Altdorf oder Wittenberg – im Zuge der politischen Neugestaltung Europas um die Jahrhundertwende untergegangen sind. Es bleibt das Verdienst der Wittelsbacher Herrscher, Ingolstadt vor einem gleichen Schicksal bewahrt zu haben; sie zeigten sich nicht nur als Förderer und Gönner ihrer Landesuniversität, sondern vor allem spürten sie in aufgeschlossener Wachsamkeit für die Anliegen echten geistigen Lebens den Pulsschlag der Zeit. Das gilt für den Kurfürsten Maximilian IV. Joseph, den ersten bayerischen König ebenso wie insbesondere für Ludwig I., welcher schon als Kronprinz während der Befreiungskriege maßgeblichen Einfluß auf die Studentenschaft in Landshut ausgeübt hatte. Als sich die an die Landshuter Anfänge geknüpften Erwartungen nicht in dem erhofften Maße erfüllten, griff der junge König Ludwig I., beraten von Sailer und dem Mediziner J. N. Ringseis, den vom Abgeordneten Häcker auf dem ersten bayerischen Landtag von 1819 vorgebrachten Antrag auf und verfügte die Übersiedlung der Universität von Landshut nach München; sie erfolgte am 15. November 1826.

Verschiedene Gründe hatten für die Verlegung nach München gesprochen. Ausschlaggebend für den Monarchen waren aber besonders zwei: die Verbindung von Universität und Akademie der Wissenschaften, wobei ihm als leuchtendes Vorbild die 1809 gegründete Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und auch die Universität Göttingen vorschwebten; und außerdem das Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst in der Kunstmetropole des Königreichs. Gewiß, die Verlegung verlief nicht ohne heftige Diskussionen; viele Gegenargumente wurden von den Anhängern Landshuts vorgebracht, welche vor allem das Problem aufwarfen, ob die Ruhe der Kleinstadt dem Studium nicht zuträglicher sei als das lärmende Getriebe und die Gefahren der Ablenkung in einer Großstadt. Ludwig I. hat souverän die widersprechenden Faktoren richtig abgewogen. Mit dem Einbau der Universität in sein weit-schauendes Münchener Kulturprogramm hat er diese zu einer würdigen Rivalin Berlins gemacht und ihr ungeahnte Möglichkeiten der Entwicklung eröffnet, welche auch von seinen königlichen Nachfolgern gepflegt und gefördert wurden. Die bei der Verlegung vorgenommenen Neuberufungen bildeten den Anfang jenes großartigen Aufstiegs, der im 19./20. Jahrhundert die Münchener hohe Schule mit an die Spitze der deutschen Universitäten rückte und ihr internationales Ansehen verlieh. Der Weg führte von J. v. Görres, F. W. J. v. Schelling, F. W. Thiersch, F. v. Baader, J. A. Schmeller, J. A. Möhler, I. v. Döllinger über G. S. Ohm, C. A. Steinheil, J. Liebig, J. N. v. Nußbaum, M. v. Pettenkofer, A. v. Baeyer, W. C. Röntgen, E. Kraepelin, K. v. Amira, M. Grabmann, E. Eichmann, K. Voßler bis in die jüngste Zeit herein; diese glanzvollen Namen seien nur stellvertretend aus der großen Zahl herausgegriffen. Im Verlauf der Spezialisierung der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielten dann dringlich gewordene Disziplinen den ihnen zustehenden Platz durch Schaffung von Lehrstühlen, Instituten und Seminaren.

BLICK IN DIE ZEIT

WILL GROHMANN / PAUL KLEE UND DIE ANFÄNGE EINER HARMONIELEHRE IN DER KUNST

Der Künstler hat im 20. Jahrhundert die Reflexion nicht gescheut und vor dem Vorwurf des Intellektualismus keine Angst gehabt. Es ist bezeichnend, daß wir sowohl von den Malern Klee, Kandinsky und Marc aufschlußreiche literarische Aufzeichnungen über ihr Schaffen haben wie von den Musikern Strawinsky und Schönberg, den Dichtern Apollinaire und Gottfried Benn. Die Dichter gingen voraus. Seitdem Novalis von der „kühlen Besonnenheit“ des Dichters sprach, von der „Vereinigung der Phantasie und der Denkkraft“, seitdem Baudelaire und Mallarmé die Phantasie als die wissenschaftlichste aller Fähigkeiten definierten, ist bei dem Künstler der Wunsch nach Bewußtwerdung dessen, was er tut, nie ganz versiegt, aber erst seit 1900 wird die Reflexion so legitim, daß sie zu einem Teil des Gesamtwerkes wird.

Klees Jenaer Vortrag über seine Art zu schaffen, seine „Tagebücher“ und seine kunstpädagogischen Praktika am Bauhaus gehören genauso zu seiner Erscheinung wie das „Geistige in der Kunst“ und „Punkt und Linie zu Fläche“ zum Phänomen Kandinsky. Trotz des Altersunterschiedes – der Zeitpunkt des Starts ist fast derselbe – gehören die beiden als Freunde und Gegenspieler in der Kunst ihrer Epoche zusammen. Die Studierenden am Weimarer Bauhaus sprachen im Scherz von ihnen als von Schiller und Goethe, und in dem Scherz liegt mehr als ein Körnchen Wahrheit; denn Kandinsky war deduktiv veranlagt, Klee induktiv, Klee war wie Goethe im tieferen Sinne Realist, Kandinsky von Ideen beherrscht, bei Klee dominierte die Intuition, bei Kandinsky die Spekulation. Man könnte bei Strawinsky und Schönberg ein ähnliches Verhältnis konstatieren, und selbst für Apollinaire und Benn hätte es eine bedingte Gültigkeit. Auf alle Fälle ist der Realismus, mit dem Strawinsky in seiner „Musikalischen Poetik“ und Benn in den „Problemen der Lyrik“ von ihrer Arbeit sprechen, ebenso überzeugend wie Klees Art, den Prozeß seines Schaffens zu analysieren, und Schönbergs und Apollinaires Methode der „inneren Notwendigkeit“ entspricht deutlich der des „Geistigen“ Kandinskys.

Von Klee ist bis auf die Korrespondenz das gesamte literarische Werk jetzt publiziert, und die Briefe werden noch folgen. Ende 1956 erschienen die „Tagebücher 1898-1918“, von seinem Sohn herausgegeben (Verlag Du Mont Schauberg, Köln) und gleichzeitig die Vorbereitungen für seine kunstpädagogischen Vorlesungen am Bauhaus unter dem Titel „Das bildnerische Denken“, herausgegeben von Jürg Spiller (Verlag B. Schwabe, Basel). Dieser Band druckt außerdem Klees kleinere Schriften wieder ab, den staunenswerten Beitrag über Graphische Elemente in Däublers Sammelbändchen „Schöpferische Konfession“ (1920), die Aufsätze „Wege des Naturstudiums“ sowie die „Exakten Versuche im Bereiche der Kunst“ (1923), das „Pädagogische Skizzenbuch“ (1925) und den posthum erschienenen Jenaer Vortrag von 1924. Nimmt man die Veröffentlichungen Klees mit denen Kandinskys zusammen, so haben wir das, was Goethe in der bildenden Kunst so sehr vermißte, einen Generalbaß, die Anfänge einer Harmonielehre.

Es ist bezeichnend, daß Klee sowohl wie Kandinsky musikalisch waren (Klee war auch ausübender Musiker), sich für Dichtung interessierten und Gedichte hinterließen, daß beide auf die Elemente zurückgingen und damit die gemeinsame Wurzel der Kunst berührten, und daß sie von einer Synthese träumten, Kandinsky von einer Art Gesamtkunstwerk

(Bild, Ton, Wort), Klee von einem „Werk von einer ganz großen Spannweite durch das ganze elementare, gegenständliche, inhaltliche und stilistische Gebiet“. „Das wird sicher ein Traum bleiben“, fährt Klee fort, „aber es ist gut, sich diese heute noch vage Möglichkeit ab und zu vorzustellen. Es kann nichts überstürzt werden. Es muß wachsen ... Wir fanden Teile dazu, aber noch nicht das Ganze.“

Kandinsky geht gewissermaßen von diesem Ganzen aus, wenn er im „Blauen Reiter“ schreibt: „Die Welt klingt, sie ist ein Kosmos der geistig wirkenden Wesen“, und sie klingt im Werk des Künstlers weiter. Klee beginnt mit Beispielen. Die beiden kommen von entgegengesetzten Seiten und treffen sich in der Mitte ihrer Bahn am Bauhaus als Maler und Denker. Klee wird durch das Klima der Schule und den exakten Unterricht gezwungen, über vieles, auch Formales, nachzudenken, über Dinge, die er bisher nur intuitiv wußte, während Kandinsky durch das Zusammenleben mit Klee, den anderen Meistern und den Studierenden von der „Formfrage“, die ihn so intensiv beschäftigt hatte, zu der Wirklichkeit höheren Grades geführt wurde. Aber wenn Klee damals auch einmal einen „Kandinsky“ malte oder Kandinsky einen „Klee“ (quasi als hommage), wurde der Unterschied der beiden besonders evident, indem bei Klee immer eine Assoziation hervortrat, bei Kandinsky diese beinahe trotzig vermieden wurde.

Klees „Tagebücher“ sind ein menschliches Dokument von hohem Rang, und sie enthalten zugleich tiefe Einblicke in seine künstlerische Entwicklung und den schöpferischen Akt. Als Mensch hat es Klee, wie man sieht, nicht leicht mit sich gehabt, schon als Kind nicht (er holt die Jugenderinnerungen bis zum Abitur eingangs nach). Er ist mit sich so wenig zufrieden wie mit seinen zeichnerischen und malerischen Versuchen, aber wie er sich im Leben nichts erspart und durch alles hindurch will, auch sehr problematische, z. B. erotische Situationen, schenkt er sich nichts in der Arbeit, um zum Ziel zu kommen. Seine Selbsterkenntnis ist zeitweise erschreckend. Mit 21 Jahren notiert er: „Meine Begabung ist in erster Linie formal“, aber beinahe gleichzeitig: „Ich spiegle bis ins Herz hinein ... meine Menschengesichter sind wahrer als die wirklichen.“ Mit 22 Jahren weiß er bereits, daß er „mit dem Kleinsten beginnen muß, mit Beispielen, nicht Hypothesen“, und in Italien wird ihm klar, daß die beste Abwehr der Tradition die Ironie ist. In Rom liest er Goethes „Italienische Reise“, und er spürt damals auch schon eine gewisse Verwandtschaft mit dem Dichter in der Auffassung von Natur und Kunst, von Werden und Sein. „Überhaupt ist Goethe der einzige erträgliche Deutsche. So deutsch möchte ich vielleicht selber ganz gern sein.“

An Klees Entwicklung arbeiten Dichtung und Musik mit, er liest und musiziert viel und urteilt so sicher wie in der Kunst. „Laokoon ist nur in der Mache eine höchste Leistung“, und von den Malern ist Leonardo der einzige, der ihn angeht. Daß er sich für Voltaires „Candide“ begeistert und das Buch illustriert, charakterisiert seine Lebenseinstellung, die sehr viel weniger romantisch ist, als die meisten denken; wenn Romantik, dann Schlegels „Lucinde“ und E. T. A. Hoffmanns skurrile Phantasien. Von der klassischen Musik kennt er alles, zum Teil auswendig, er ist in München regelmäßiger Besucher der Oper und der Konzerte, er kennt auch die zeitgenössischen Musiker, aber er spielt am liebsten Bach und Mozart. Diese Komponisten sind seine Formlehrer, er übt frühmorgens eine Stunde Geige, wie andere zeichnerische Fingerübungen machen, und erlebt, wie alle Kunst nicht aus vorgefaßten Ideen kommt, sondern aus Tatsachenkenntnis und Satztechnik.

Klee erkennt sehr früh die Unterschiede zwischen sich und seinen Zeitgenossen, Kandinsky z. B. und Marc, und es ist beinahe erschreckend, wie er nach dem Tode des Freundes klar und sachlich dessen weltweite Verschiedenheit umreißt: „In Marc steht der Erdgedanke vor dem Weltgedanken (ich sage nicht, daß er sich nicht hätte dabei entwickeln können, und doch warum starb er dann?). Das Faustische in ihm, das Unerlöste ... Ich suche nur bei Gott einen Platz für mich ... meine Glut ist mehr von der Art der Toten oder der Ungebore-

nen. Kein Wunder, daß er mehr Liebe fand. Edle Sinnlichkeit zog wärmend ziemlich viele an. Marc war noch Spezies, nicht Neutralgeschöpf. . . Ich löse mich vorher ins Ganze auf. . . Der Erdgedanke tritt vor dem Weltgedanken zurück. . . Alles Faustische liegt abseits von mir. Ich nehme einen entlegenen ursprünglichen Schöpfungspunkt ein, wo ich Formeln voraussetze für Mensch, Tier, Pflanze, Gestein und für die Elemente, für alle kreisenden Kräfte zugleich. . . Kunst ist ein Schöpfungsgleichnis. Gott gab sich auch nicht mit den zufällig gegenwärtigen Stadien besonders ab.“ Bisher hat niemand Marcs und gleichzeitig Klees Anlagen so scharf zu fassen vermocht, wie er es 1916 getan hat, als Landsturmmann, während er ein Munitionsmagazin bewacht.

Die „Tagebücher“ zu lesen ist ein Erlebnis wie die Lektüre der Tagebücher Delacroix' oder der Briefe van Goghs. Uns interessiert in erster Linie, was er über seine Kunst sagt, aber ein Musiker oder Dichter kann die Aufzeichnungen mit demselben Gewinn lesen wie der Maler oder der Kunstfreund. Was er 1905 über ein Konzert mit Casals schreibt, hat heute noch Gültigkeit, und der Bericht über seine Reise mit Macke und Moilliet nach Tunis ist eine kleine Dichtung. Genau zwanzig Jahre umfaßt der autobiographische Bericht, die Jahre, in denen Klee zu dem wird, was heute den Begriff Klee ausmacht. Er ist unvollständig ohne die Kenntnis der „Tagebücher“, sie öffnen den Zugang zu seinem Werk von der menschlichen Seite her und ermöglichen neue Aspekte der Kunst von der Universalität der ganzen Erscheinung aus. Erst im Umgang mit den nummerierten und datierten Aufzeichnungen versteht man, wieso Klee zu dem einzigen deutschen Maler des zwanzigsten Jahrhunderts werden konnte, der dieselbe Weltgeltung besitzt wie Picasso. Die bei DuMont erschienene Ausgabe bringt eine Anzahl von Abbildungen, die bisher völlig unbekannt waren und die der Sohn Felix dem Verlag überlassen hat, Kinderzeichnungen, Familienbilder, Schrift- und Notenschriftproben, das einzigartige Buch ist auch ein schön gedrucktes geworden.

„Das Bildnerische Denken“ Klees, die Aufsätze und Vorlesungen gut herauszubringen, war ungeheuer schwierig. Herausgeber und Verlag haben das Äußerste getan, um das Werk durch Abbildungen, Hinweise auf Tagebuch- und Briefstellen, Anmerkungen usw. aufzulockern und Klees Gedankenwelt anschaulich zu machen. Es hat ca. 250, teils farbige, Wiedergaben und über 900 Reproduktionen von erklärenden Zeichnungen, wie sie Klee in seine Kladden eingezeichnet hatte. Er überließ ja auch im Unterricht nichts dem Zufall, er bereitete sich, wie er im ersten Semester an seine Frau in München schrieb, bis auf das letzte Wort vor. Dann stellte er sich vor die Studierenden hin und dozierte frei vor der Wandtafel, an die er während des Sprechens oft mit beiden Händen zeichnete.

Eine Vorstellung des Lehrgangs zu geben – er erstreckte sich über die ersten drei Semester und wurde während der zehn Jahre Bauhaus-Unterricht laufend präzisiert und ergänzt – ist ohne Abbildungen nicht leicht; er enthält die Grundlagen des gegenwärtigen Schaffens überhaupt und sollte im Unterricht der Kunsthochschulen verwendet werden. Natürlich spricht Klee von seinen persönlichen Erfahrungen und Erkenntnissen, aber da er auf Totalität ausgeht, sowohl was sein Verhältnis zur Wirklichkeit betrifft wie das zur Gestaltung, da er auf den Elementen aufbaut, ist seine Lehre für alle von Nutzen, auch für die, die andere Wege gehen. Was Linie ist oder Funktion oder Orientierung im Raum, ist nicht Ansichtssache, ist allgemein verbindlich, auch wenn jeder seine eigenen Schlüsse zu ziehen die Freiheit hat.

Klee wollte die Studierenden zu sich selbst bringen, indem er ihnen die Mittel an die Hand gab, die Grundlagen betonte, aber nicht Kunst lehrte. Daß „Kunst“ nicht lehrbar ist, darüber waren sich Klee wie Kandinsky am Bauhaus klar und sagten es auch. Sie hatten ja auch keine „Malklassen“, sondern waren Formmeister (im Gegensatz zu den Werkmeistern), und Klee betreute eine Zeitlang die Klassen für Weberei und für Glasmalerei. Der Weg zum

Werk lief beim Schüler gleichzeitig über das Geistige wie über das Handwerkliche, und erst in Dessau, in der zweiten Epoche des Bauhauses, hatten Klee und Kandinsky „Malschüler“, die regelmäßig kamen und ihnen ihre Arbeiten zur Korrektur vorlegten.

Man wundert sich manchmal, daß nicht mehr begabte Maler aus der Bauhaus-Lehre hervorgegangen sind und daß es zwar viele namhafte Architekten und Industriegestalter gibt, die von da kommen, aber wenig freie Künstler. Das ist vielleicht gar nicht so unverständlich, der Unterricht stand allen offen, auch den Architekten und Industriegestaltern, und die Lehre war hier leichter anwendbar als in der Malerei. Wenn Hindemith recht hat, daß Kunst zu 95 Prozent Satztechnik ist und nur zu 5 Prozent Intuition, wenn Klee sagen konnte „Wir konstruieren und konstruieren, und doch ist Intuition eine gute Sache“, so ist auch die beste Lehre keine Garantie für Gelingen. Kunst ist Genie und nicht System, auch die gewissenhafteste Anwendung der Erfahrung anderer verhilft nicht zu einer eigenen großen Leistung. Einmal fragte ein Schüler den Meister, wie es wohl komme, daß seine Arbeiten nichts seien, obwohl er doch alle Anweisungen beherzige, und Klee gab die lapidare Antwort: „Genie ist der Fehler im System.“ Obwohl sich Klee also sehr wohl über die Grenzen des Unterrichts klar war, hat er sich ein Jahrzehnt lang dieser mühevollen Arbeit unterzogen, so lange, bis er diese Tätigkeit vor seiner eigentlich schöpferischen nicht mehr verantworten zu können glaubte.

Wie kann man einen Einblick in Klees „Bildnerisches Denken“ geben, wie klarmachen, was er unter aktiven, passiven und medialen Linien versteht, unter mehrdimensionaler Gleichzeitigkeit, unter dividueller und individueller Gliederung, unter bewegungsunendlicher Lösung, unter peripherer Farbbewegung? Was allein möglich ist, ist die Gedanken und Erfahrungen wiedergeben, die hinter den Wegleitungen und Lehrsätzen stehen.

Mit dem Kleinsten beginnen, das war die ursprüngliche Weisheit des jungen Klee gewesen, und wenn er, noch Soldat, 1918 den kleinen Aufsatz für die „Schöpferische Konfession“ schreibt, freut es ihn zu zeigen, wie er vorgeht, zunächst beim Zeichnen, denn hierin hat er die längste Erfahrung. Die Farbe hat ihn erst 1914 in Tunis überwältigt, aber das hinderte den Maler nicht, bis zu seinem Tode zu zeichnen. Von 9000 Nummern seines Œuvre sind 3500 Zeichnungen.

In dem kleinen Aufsatz von 1918 beschreibt Klee „unter Anlegung eines topographischen Planes eine kleine Reise ins Land der besseren Erkenntnis“. Und er beginnt: „Über den toten Punkt hinweggesetzt sei die erste bewegliche Tat (Linie). Nach kurzer Zeit Halt, Atem holen (unterbrochene oder bei mehrmaligem Halt gegliederte Linie). Rückblick, wie weit wir schon sind (Gegenbewegung). Im Geist den Weg dahin und dorthin erwägen (Linienbündel). Ein Fluß will hindern, wir bedienen uns eines Bootes (Wellenbewegung). Weiter oben wäre eine Brücke gewesen (Bogenreihe).“ Der kleine graphische Roman geht weiter. Klee trifft einen Gleichgesinnten (Konvergenz). Erregung beiderseits (Psyche der Linie), über einer Flußgegend liegt Nebel (räumliches Element). Korbflechter kehren heim mit ihren Wagen (Rad) und einem Kind mit den lustigsten Locken (Schraubenbewegung). Und dann resümiert Klee: Linien, Flecken, Flächen, getupft und gestrichelt, Wellen, Geflecht usw. „Die gute Sache als Leitfaden, selbst in Dickicht und Dämmerung.“ Wer hätte je einen künstlerischen Prozeß so einfach und anschaulich beschrieben. Form ist für Klee die Sprache eines menschlichen Geschehens oder auch einmal eines physiologischen Prozesses – „Ein blühender Apfelbaum, seine Wurzeln, die ansteigenden Säfte, sein Stamm, der Querschnitt mit den Jahresringen, die Blüte, ihr Bau, ihre sexuellen Funktionen, die Frucht, das Gehäuse mit den Kernen. Ein Gefüge von Zuständen des Wachstums.“

Kunst verhält sich nach Klee zur Schöpfung gleichnisartig. Sie ist jeweils ein Beispiel, ähnlich wie das Irdische ein kosmisches Beispiel ist. Sie spielt mit den letzten Dingen ein unwissend Spiel und erreicht sie doch! Der formale Kosmos, den er schafft, weist mit der

Schöpfung solche Ähnlichkeit auf, „daß ein Hauch genügt, den Ausdruck des Religiösen, die Religion zur Tat werden zu lassen“.

Die Grundlage ist die Orientierung auf der natürlichen und auf der formalen Ebene. In den „Wegen des Naturstudiums“ beschreibt er das Geviert von Künstler und Gegenstand, Erde und Kosmos. Der frühere optische Weg wird erweitert, der Gegenstand auch von innen gezeigt (die Schnittflächen, das Anatomische), noch mehr, seine Lebensfunktionen (das Physiologische) und die Gesetze seines Lebens (das Biologische) werden in die Darstellung einbezogen, darüber hinaus seine irdische Verwurzelung und seine kosmische Gemeinsamkeit (Statik und Dynamik). Die Beziehung zwischen Ich und Welt wird total, und was entsteht, sieht zwar anders aus als die bekannte Wirklichkeit, widerspricht ihr aber nicht vom Totalitätsstandpunkt. Der Betrachter muß nur verstehen, daß Kunst nicht Natur ist, sondern wie Natur, daß Kunst eine spezifische Dimension ist, daß Linie, Farbe, Maß, Gewicht, Qualität zu autonomen Gebilden zusammenschießen, die man abstrakt Konstruktionen nennen könnte, konkret Gegenstände oder Gestalten, je nach der Richtung der herangelockten vergleichenden Assoziation.

Wenn nämlich aus abstrakten Elementen Gebilde höherer Gliederung sich ergeben, entsteht unbeabsichtigt eine Vergleichsmöglichkeit zwischen ihnen und der Natur, es tritt eine Assoziation auf, „welche die Rolle des Verführers zu einer gegenständlichen Deutung spielt“ (Jenaer Vortrag 1924). Der Betrachter sucht andere Ähnlichkeiten, direkte und optische, denn er hält die Formen der Natur für endgültig. Klee nicht, er sieht sie im Werden, sie waren schon anders und werden eines Tages wieder anders sein. Der Betrachter geht von den Form-Enden aus, Klee von den Anfängen, und sieht „an Stelle eines fertigen Naturbildes das allein wesentliche Bild der Schöpfung als Genesis“. Und der Künstler bewegt sich auf den natürlichen Schöpfungswegen, das ist seine Formschule. Die optische Erscheinung ist für ihn ein zeitlich und örtlich getrennter Sonderfall. Kunst ist Genesis wie die Natur, deshalb läßt Klee entstehen, wachsen; seine Ausdrucksmittel sind wie Lebewesen und schaffen ein Lebendiges, das ihn „plötzlich anblickt“. Dann ist das Bild so gut wie fertig, und es bedarf meist nur noch weniger Striche, um es zu vollenden.

Es kann bei dieser Prozedur nichts Unrichtiges herauskommen, denn Künstler und Natur bauen vom Ursprung her auf, und ein unbekannt Gesetzliches im Objekt entspricht einem unbekannt Gesetzlichen im Subjekt, wie Goethe sich ausdrückte. Seine Gestaltlehre, seine Morphologie stimmt bis in Einzelheiten mit den Gedankengängen Klees überein. Nur sah der Dichter die Entwicklung von der Natur, der Maler von den Elementen seiner bildnerischen Tätigkeit her. Einige Sätze aus den „Tagebüchern“ könnten von Goethe geschrieben sein, so die Worte, daß „im äußersten Blättchen Analogien zur totalen Gesetzgebung sich mit Präzision wiederholen“. Das Vergleichbare in Natur und Kunst ist nicht die Sache, sondern der Prozeß und das Gesetz. Ganz ähnlich sucht Kandinsky nach dem Gesetzmäßigen, und was er „Komposition“ nennt, ist eine Entsprechung von Gestaltung und Kosmos. Nur ist sein Blick mehr auf die Harmonie der Welten, den Makrokosmos gerichtet. Nicht ausschließlich, denn schon in den autobiographischen „Rückblicken“ (1913) deutet er morphologische Gedanken an, und 1926 führt er in „Punkt und Linie“ diese Gedanken weiter aus, indem er von Variationen spricht, die „aus dem einen Prinzip des konzentrischen Aufbaus herausgeholt werden“.

Als Klee 1921 mit den Vorlesungen am Bauhaus begann, war ihm vieles noch nicht so klar wie später, er legt auch das Hauptgewicht auf die praktische Anleitung. Gerade weil der Unterricht nicht auf eine Malklasse eingestellt war, sondern auf Gestaltung im weitesten Sinne, mußten Klee wie Kandinsky von den Voraussetzungen des Bildnerischen ausgehen, dabei aber jede Art von Formalismus im Keime ersticken, denn Formalismus ist Form ohne

Funktion. Wenn Klee z. B. die Begriffe Aktiv-Passiv-Medial erläutert, greift er zum sprachlichen Vergleich: ich fälle, ich falle, ich werde gefällt (vom Baum), bei der Gewichtsstruktur geht er vom Schachbrett mit seinen hellen und dunklen Feldern aus, bei der individuellen Gliederung vom Goldenen Schnitt. Den Begriff der Funktion erläutert Klee am Zusammenwirken von Knochen, Sehnen und Muskel, und er läßt seine Schüler die Funktion von Rad und Hammer bei der Wassermühle untersuchen (graphisch, nicht naturalistisch) oder den Kreislauf des Blutes (Herz, Blut, Lunge). Bei der Perspektivlehre trennt er die Logik von der Psychologie und geht von der aufrechten Haltung, dem „Stand des Animals“ aus. Die Waage führt ihn zum Gleichgewicht, zum Seiltänzer und zum Turmbau, das Lot, auch ein Symbol des statischen Gebietes, bringt ihn auf die Beobachtung der dynamischen Vorgänge in Wasser und Luft. Unter den Symbolen der Bewegungsformung (Formung, nicht Form) beschreibt er Kreisel, Pendel, Kreis, Spirale und Pfeil, und wie er das Wesen des Pfeiles beschreibt, ist erhellend für seine ganze geistige und kunstpädagogische Haltung: „Der Vater des Pfeils ist der Gedanke: wie erweitere ich meine Reichweite dorthin? über diesen Fluß, diesen See, jenen Berg! Die ideelle Fähigkeit des Menschen, Irdisches und Überirdisches beliebig zu durchmessen, ist im Gegensatz zu seiner physischen Ohnmacht der Ursprung der menschlichen Tragik. Dieser Widerstreit von Macht und Ohnmacht ist Zwiespältigkeit menschlichen Seins. Halb Beflügelter, halb Gefangener ist der Mensch. Der Gedanke als Medium zwischen Erde und Welt. Je weiter die Reise, desto empfindlicher die Tragik. Bewegung werden zu müssen und nicht schon zu sein! Der Verlauf entspricht. Wie überwindet der Pfeil die reibende Hemmung? Nie ganz dorthin zu gelangen, wo Bewegung ohne Ende! Die Erkenntnis, daß da wo ein Anfang, nie eine Unendlichkeit. Trost: Ein wenig weiter als üblich! als möglich? Laßt euch beflügeln, ihr Pfeile, damit ihr trefft und mündet, wenn ihr auch ermüden und nicht münden werdet.“ Die wechselseitige Durchleuchtung von Natur und Geist, Wirklichkeit und Abstraktion erlaubt ihm wechselseitige Projektionen, so daß er sogar von dem „Tod eines Dreiecks“ sprechen kann.

Klee geht weder von der Natur noch von der reinen Formerfindung aus, seine bildnerischen Mittel kommen aus einem Zwischenreich. Deshalb kann er die Gestalten, die er schafft, am Ende identifizieren, benennen, und er will das auch, im Gegensatz zu Kandinsky, der seit der Blauen-Reiter-Zeit Titel vermeidet, aus Sorge, den Erlebnisraum des Betrachters einzuengen und die Mehrdeutigkeit des Werkes zu unterbinden. Klee hatte diese Sorge nicht, er gab auch rein „abstrakten“ Bildern Namen, meist solche, die von einer Assoziation ausgehen und den Betrachter nicht hindern, die Ambivalenz der Gestalten zu respektieren.

Jürg Spiller hat das nachgelassene pädagogische Material mit größter Sorgfalt und Intelligenz geordnet und eine schwere Aufgabe gelöst. Er hat die Vorlesungen für sich gelassen, aber hinzugefügt, was dazugehört, und er hat die übrigen Aufzeichnungen unter „Begriffliches zur Gestaltungslehre“ vorausgeschickt, dabei das bereits Erschienene wieder abgedruckt. Auf diese Weise steht am Anfang die „Unendliche Naturgeschichte, das Wirken der lebendigen Kräfte“ (Kosmogonie, Zeugung, Räumlich-Körperliches ab ovo). Der dritte Abschnitt heißt „Genesis der Form; Bewegung liegt allem Werden zugrunde“, der achte „Reinheit ist abstraktes Gebiet (Abstrakt malen heißt nicht abstrahieren, sondern Herauslösen bildnerisch reiner Beziehungen)“. Das Inhaltsverzeichnis geht in die Einzelheiten hinein und erleichtert die Benützung des Buches ungemein. Die größte Hilfe sind aber die kommentierenden Ergänzungen und Marginalien, die Spiller dem Text zufügt, teils eigne, teils solche von Klee, aus den Tagebüchern und Briefen, Aufsätzen und Zusätzen, auch von Studierenden wie Petra Petitpierre überlieferte. (Petitpierre hat soeben ihre Nachschriften „Aus der Malklasse von Paul Klee“ bei Benteli, Bern, veröffentlicht.) Vor allem aber kommentiert Spiller den Text außer mit Klees erklärenden Zeichnungen mit Klees Bildern, farbigen Blättern und selbständigen Zeichnungen. Er erklärt also Klees Text durch

die Bilder und die Bilder durch den Text. Ein sehr kühnes Verfahren, das aber geglückt ist. Bekannte Werke erhalten durch den Zusammenhang im Ganzen der Lehre plötzlich ein neues Gesicht.

Wer Klee kennt, wird aus der „Pädagogik“ neue Einsichten gewinnen, wer Klee wenig oder nicht kennt, kann das Buch als eine Harmonielehre des bildnerischen Schaffens lesen. Es erhellt aus dem Studium der „Pädagogik“ aber auch, wieso Klee im Laufe der Jahre von Schema zu Schema, von Konzeption zu Konzeption kam. Es war die Verlagerung des Schwerpunktes innerhalb der Harmonielehre, die ihn einmal diese, ein andermal jene Art des Entwurfs wählen ließ, um so lange mit ihm umzugehen, bis er unergiebig wurde und einem anderen Platz machte.

Es gibt im Nachlaß eine große Anzahl von Zeichnungen, die rein mathematisch aussehen und zeigen, wie intensiv Klee auch nach dieser Seite hin interessiert war. Er las mathematische Bücher, auch schwierige, mit großer Leichtigkeit und erfreute sich an Berechnungen wie an musikalischen Zahlenverhältnissen. Von diesen Blättern, etwa von der Folge „Sekundäres auf der Grundlage des Kreises (Ellipse, Parabel, Hyperbel, Rollkurven, Konchoide)“, konnten nur wenige aufgenommen werden. Dafür, und das war wichtiger, hat Spiller die im Unterricht gestellten Aufgaben für die Schüler berücksichtigt, aus deren Lösung sich neue Gesichtspunkte ergeben. Klee war so bescheiden einmal zu sagen, eigentlich hätte er Schulgeld zahlen müssen, nicht die Studierenden, soviel habe er von ihnen gelernt.

Einen „Behelf zur Klärung“ nennt Klee seine Lehre, und er schreibt: „Wir sollen ruhig tun, wonach uns ist. Ich wollte die kontrollierbaren Dinge geben und hielt mich einzig an mein Inneres.“ Es ist dieses Innere, das den unendlichen Reichtum der kontrollierbaren Dinge ermöglichte. Kontrollierbar waren sie für ihn, für die anderen sehr geheimnisvoll, denn Klee zog ja auch die Teile des schöpferischen Tuns heran, die sich „während des Formens einer Arbeit im Unterbewußtsein vollzogen“.

Ganz im Hintergrund der „Theorie“ steht Klee der Philosoph. Er hätte sich selbst nie so genannt, und vielleicht müßte man eher von einem Weisen sprechen. Weisheit war in ihm von Anbeginn, und Anfang und Ende berühren sich, wenn man an das „Requiem“ denkt, das er in den letzten Lebensjahren malt, und an einen Satz vom Beginn seiner Laufbahn: „Ich philosophiere über den Tod, der gut macht, was im Leben nicht zum Abschluß gelangt. Die Sehnsucht nach dem Tod nicht als Verzicht, sondern als Streben nach Vollkommenheit.“ Durch die Veröffentlichung des literarischen Werkes wird Paul Klee als einziger Maler unseres Jahrhunderts zu einer Persönlichkeit, die nach allen Seiten ausstrahlt, die alle angeht und für ihre Epoche steht.

Anlaß der nachfolgenden Ausführungen ist eine angekündigte und mit drei Bänden schon angelaufene deutsche Ausgabe der gesammelten Werke von Charles Péguy, die der österreichische Verlag Herold in Wien herausbringt bzw. vorbereitet. Bis jetzt sind in der Übersetzung von Oswalt von Nostitz erschienen: „Das Mysterium der Erbarmung“ und „Das Mysterium der Hoffnung“, und in der Übersetzung von Friedhelm Kemp: „Nota conjuncta“ („Note conjointe“). Als nächste Veröffentlichungen sind vorgesehen an dichterischen Werken: „Das Mysterium der unschuldigen Kinder“ (ebenfalls in der Übersetzung von Oswalt von Nostitz) und ein Band Verse mit Teilen aus „Eve“ und „Présentation de la Beauce à Notre Dame de Chartres“, und an Prosaarbeiten: „Situations“, „Clio“ und vermutlich „Notre Jeunesse“.

Weder eine Würdigung von Charles Péguy ist der Zweck unserer Ausführungen, noch eine detaillierte Kritik der editorischen Leistung des Verlages. Es sei lediglich darauf verwiesen, daß die Übersetzung der bisher erschienenen Bände meisterhaft ist. Dabei ist zu beachten, daß die größere Schwierigkeit wohl in der Übersetzung der reinen Prosa der „Nota conjuncta“ liegt, denn hier hat man keinerlei stilistische Hilfen, hier ist Péguy so einmalig er selbst, daß er fast aus der Entwicklung der französischen Literatur herauszutreten scheint und eine Form findet, die kein Vorgänger vorbereitet und kein Nachfolger weitergeführt hat. Für die dichterischen Werke ist dagegen die Nachbarschaft von Paul Claudel – und für beide die Herkunft aus Victor Hugo, will man weiter zurückgehen: aus Corneille – erkennbar. Nicht umsonst meint Romain Rolland, den wahren Schluß der drei Jeanne-d'Arc-Mysterien von Péguy habe Claudel geschrieben (in „L'annonce faite à Marie“ und „Jeanne au boucher“). So geglückt deshalb die Übersetzung von Oswalt von Nostitz ist, die zugleich bis ins Kleinste exakte und dabei in Tonfall und Diktion unverkennbar nur Péguy zugehörnde Übersetzung der „Note conjointe“ von Friedhelm Kemp ist eine Leistung, wie sie noch seltener angetroffen wird: Hier ist wirklich der Franzose Péguy deutsch wiedererstanden, Wort um Wort, Gedanke um Gedanke, Bild um Bild.

Eine besondere Betrachtung bei dem Unternehmen des Herold-Verlages verdient die Reihenfolge der zur deutschen Veröffentlichung ausgewählten Werke von Péguy. Sie geht eindeutig von dem späten, dem angekommenen, in die Katholizität heimgekehrten Péguy aus. Der Herold-Verlag ist ein katholischer Verlag, und es ist sein gutes Recht, den Katholiken Péguy in den Mittelpunkt seiner Veröffentlichung zu stellen, zumal ja der ganze Weg des Menschen und Publizisten Péguy auf dieses Ziel hinführt, aber es ist dabei doch etwas zu beachten: Nicht, daß er Katholik ist oder wurde, macht das Besondere, das Weiterwirkende an Péguy aus, sondern wie er es wurde, in welcher inneren Notwendigkeit, was er aus seinen früheren Stufen dahin mitübernahm. – Es ist sehr viel, in „Notre Jeunesse“ schreibt er: „In allen früheren Heften (seiner Zeitschrift ‚Cahiers de la Quinzaine‘) befindet sich kein Wort, daß ich ändern würde, ausgenommen vier oder fünf Worte, die ich wohl kenne, und sieben oder acht Worte Theologie, die mißverständlich aufgefaßt werden könnten, weil sie in indirekter Rede gehalten sind und man das dem Satz nicht genug ansieht.“ Auch der Reservate, die sich der gläubig Gewordene wahrte, sind es nicht wenige. Aus ihnen rühren die mancherlei Besorgnisse des braven Professors Lotte um den ungebärdigen Freund her, aus ihnen resultieren die Zerwürfnisse mit Jacques Maritain und Ernest Psichari, die Weigerung mit Léon Bloy zusammenzutreffen. Es geht hierbei letzten Endes um das historische Bild nicht nur Péguy's, sondern dessen, was man den „renouveau catholique“ genannt hat. Wenn man Péguy einseitig nur von seiner Ankunft im Glauben,

vom Ende seines Weges her sieht, wenn man diesen gewiß nicht geraden und einfachen Weg nur als eine Art extremster „Défense et Illustration“ des schließlich erreichten Zieles wertet, dann verfälscht man nicht nur die Gestalt Péguy's, sondern man mißverstehen auch die Bedeutung und historische Größe des „renouveau catholique“ selbst. Katholische Publizisten gab es in Frankreich von jeher, und es gab auch zu Péguy's Lebzeiten manche, die den Weg in die Kirche zurückfanden, aber was die bis in unsere Zeit reichende Wirksamkeit von Péguy ausmacht, ist etwas Besonderes, das in der Tatsache seiner Katholizität allein nicht beschlossen ist.

Der „renouveau catholique“ der Zeit vor dem ersten Weltkrieg hat von vornherein zwei ganz verschiedene, sich in gewisser Hinsicht sogar widersprechende Aspekte. Dieser Gegensatz betrifft zwar vor allem seine Wirksamkeit im allgemeinen Leben der Zeit, seine Begründung reicht jedoch auch tiefer, ins rein religiöse Gebiet. Raïssa Maritain kommt, nachdem sie lange an Péguy's für ihr Gefühl nicht genug eindeutiger Haltung in seinem wiedergewonnenen Glauben herumgerätselt – und auch herumgemäkelt – hat, in ihrem Erinnerungsbuch „Die großen Freundschaften“ zu der Erkenntnis: „Letzten Endes betraf der grundlegende Gegensatz zwischen Péguy einerseits, Bloy, Pater Clérissac und uns (den beiden Maritains) andererseits das Mysterium der Kirche.“ Worum geht es? Im Grunde darum, was man als den Gewinn des wieder mächtig gewordenen Glaubens ansieht. Léon Bloy sieht wesentlich den einzelnen, der zu Gott, zur Kirche, zur Gnade des Glaubens geführt werden soll, und seine Bedeutung für die katholische Wiedergeburt im Vor-Weltkriegs-Frankreich liegt im besonderen darin, daß er eine ganze Reihe ausgezeichneten Menschen bekehrt hat. In dieser ganz und gar nur auf den einzelnen und dessen Heil gerichteten Haltung, der man die religiöse Tiefe nicht absprechen kann, ist aber auch eine gewisse Unfruchtbarkeit, von der Gesamtheit der Menschen her gesehen, beschlossen. Bernanos machte gelegentlich auf die Fragwürdigkeit solcher Konversionen aufmerksam – er ist ja überhaupt sehr mißtrauisch gegen sie und hält's lieber mit den klaren „Gottlosen“ – und schreibt, gerade im Hinblick auf die Konversionen der Zeit vor dem ersten Weltkrieg: „Die Völker folgen nicht den Herren Brunetières!“ (Brunetière war einer der damaligen Bekehrten.)

Diese Grundverschiedenheit drückt sich auch in der grundsätzlichen Einstellung zu den Ungläubigen und Andersgläubigen aus. Während Bloy ihnen gegenüber von Haß und Feindschaft erfüllt ist – in „Die Seele Napoleons“ meint er ganz nebenbei: „die einfältige Vertreibung von zwei- oder dreihunderttausend Calvinisten, die niederzumetzeln doch leicht und so erfrischend gewesen wäre“ –, rühmt sich Péguy der Tatsache, daß seine wichtigsten Mitkämpfer Protestanten und Juden sind, und von den Freidenkern sagt er in „L'Argent“, also zu einer Zeit, als er längst wieder Katholik geworden war: „Die Freidenker jener Zeiten (vor dem Umschwung des Jahres 1880, der für ihn entscheidend ist) waren christlicher als unsere Frommen heute.“ Ähnlich weit und umfassend ist ja auch die Auffassung von Bernanos, der eine Solidarität der Gläubigen und Ungläubigen predigt zur Rettung der Menschheit vor dem Untergang in die Inhumanität, der ihm gleichermaßen auf christlicher wie auf nichtchristlicher Seite zu drohen scheint. Dieser tiefe Gegensatz, der zwischen den beiden Exponenten des „renouveau catholique“ besteht, bedingt auch ihre ganz verschiedene Rolle in der Rechristianisierung Frankreichs. Während Bloy – von den Konversionen, die durch ihn geschahen, abgesehen – im Grunde nur die Katholiken selbst anspricht, diese freilich im wahrsten Sinne des Wortes rechristianisiert, dagegen bei denen, die nicht schon katholische Gläubige sind, auf Unverständnis und Ablehnung stößt, sind die Wegbereiter des neuen pro-christlichen Klimas in Frankreich eindeutig Leute wie Péguy (und später Bernanos). Kürzlich konnte man in einer großen deutschen Tageszeitung eine Betrachtung darüber lesen, daß das gegenwärtige Frankreich aufgehört

habe, „antiklerikale Ressentiments“ zu hegen – Anlaß der Betrachtung war der Besuch von Staatspräsident Coty beim Papst –: diese Wandlung (sie ist mit dem Wort vom Aufhören antiklerikaler Ressentiments nicht ganz exakt bezeichnet) kommt weniger aus der Linie, die in Bloy, als aus der, die in Péguy ihren Anfang nahm.

Worin liegt nun die besondere Rolle Péguy's? Ein Blick auf den Weg, den er genommen hat, ist unentbehrlich. Er begann als Sozialist, sozialistisches Parteimitglied, als der Träumer der „cité harmonieuse“, als Dreyfusard und Anhänger, ja Jünger von Jaurès. Der Sohn aus ärmsten Verhältnissen, dem der Besuch der Ecole normale ermöglicht wird, unterbricht seine Studien, um mit Freunden eine sozialistische Buchhandlung aufzumachen. Bald trennt er sich wieder von ihnen, um die „Cahiers de la Quinzaine“, sein Lebenswerk, zu begründen, in denen er einen freien, ethisch fundierten Sozialismus zu vertreten sucht, zunächst im Rahmen der sozialistischen Organisation, später, als der parlamentarische Opportunismus ihm die Wahrheit des Sozialismus zu trüben scheint, außerhalb ihrer, zum Schluß sogar gegen sie. Aber Sozialist bleibt er bis zu seinem letzten Lebenstag: „Unbestreitbar ist es“, so schreibt er in „Notre Jeunesse“, „daß in all unserem Sozialismus mehr Christentum steckte als in der ganzen Madeleine“, und er wendet sich – in „Ein neuer Theologe: M. Fernand Laudet“ – ausdrücklich gegen einen theologischen Kritiker, der feststellen zu müssen glaubt, er habe, nachdem er Dreyfusard und Sozialist gewesen sei, die Notwendigkeit einer „Renaissance des Spiritualismus“ und der „Wiederherstellung einer mystischen Disziplin“ empfunden: „Unser Dreyfusismus und unser Sozialismus waren von jeher tief spiritualistisch.“ Der Péguy der ersten Jahre der „Cahiers“ war nicht ausgesprochen Atheist, vor allem nicht speziell antichristlich eingestellt, wenn er auch gelegentlich scharfe Worte gegen den christlichen Glauben selbst findet. Im wesentlichen liegt die Haltung des jungen Péguy wohl in seinen Sätzen aus dem Jahre 1901 beschlossen: „Wir sind Ungläubige aller Religionen. Wir sind Gottlose aller Götter.“ Der gläubig Gewordene hat sich später immer wieder heftig dagegen gewandt, daß man von ihm als einem „Bekehrten“ sprach – „Ich habe diejenigen, die man die Bekehrten nennt, nicht gern. Ich bin kein Bekehrter“ –, sogar das Wort „Entwicklung“ lehnte er für das, was ihm widerfuhr, ab, lediglich eine „stetige Vertiefung des Herzens in der gleichen Richtung“ – so erklärte er – habe ihn schließlich ins Christentum geführt (nicht zurückgeführt).

Wie sich sein wiederentdecktes Christsein auf das Verhalten von Charles Péguy auswirkt, das macht seine eigene Bedeutung für den „renouveau catholique“ aus. Romain Rolland hat darauf hingewiesen, daß der reine, der Nur-Katholik Péguy lediglich in seinen dichterischen Werken zum Wort komme. Diese Mysterien und Tapisserien sind in der Tat nur dem Ruhm des Glaubens, der Heiligen, der Kirche und der Christenheit gewidmet. Sie zeigen den Katholiken Péguy als eine eindeutige Erscheinung: den treuen Sohn der Kirche, der seine Fähigkeit der Sprache in den Dienst der Religion stellt. Von hier aus gesehen bietet er jenes statische Bild eines christlichen Dichters, wie man es bei uns gern pflegt, weil es so bequem ist und sich in jede irdische Konstellation einbauen läßt. So möchten viele ja auch Bernanos am liebsten nur von seinen dichterischen Werken her sehen und seine politischen Verlautbarungen, wenn's gar nicht mehr anders geht, mit ein paar freundlich verzeihenden Worten abtun. Aber sowohl von Péguy wie von Bernanos ist ihre politische Tätigkeit, ihr politischer Kampf, nicht abzustreichen, und was sie in diesem mit ihrem Christentum anfangen, das ist nicht nur das für sie Bezeichnende, sondern vor allem das wirkende und formende Element ihres christlich bestimmten Wesens. „Er hatte sich daran gewöhnt, alles unter dem Gesichtspunkt zeitlicher Kämpfe, von einer menschlichen und irdischen Warte aus zu betrachten“, schreibt Raïssa Maritain von Péguy, und an einer anderen Stelle: „Péguy war gewiß, daß er von der zeitlichen Sendung des Christen Zeugnis ablegen sollte.“ Von diesem zeitlichen Péguy her, von dieser menschlichen und irdischen Warte aus müssen

wir an ihn herangehen, wenn wir sein Wirken, das Wirken des Christen Péguy, verstehen wollen.

„Unsere ernsteren Zwiste mit Péguy begannen ausgerechnet an jenem Tag, da zwischen uns alles hätte Licht sein sollen“, berichtet Raïssa Maritain, und sie meint damit den Tag, an dem sie erfuhren, daß auch Péguy, genau wie ihr Gatte und sie, zum katholischen Glauben gefunden habe. Sie stellt vielerlei Überlegungen an, warum der Christ Péguy sich in so vielem anders verhalte als sie und man von einem Christen erwarten dürfte. Er besucht nicht die Messe, er lebt ohne Sakramente, er meidet die Priester, er betont immer wieder seinen Antiklerikalismus, er lehnt Bekehrungen ab – mit Ernest Psichari bricht er, weil sich „die Pfaffen seiner bemächtigt haben“ –, kurz, alles Dinge, die seine katholischen Freunde konsternieren. Sie sehen als einzigen Grund seine persönlichen Verhältnisse an – seine Frau ist nach wie vor eine sozusagen gläubige Atheistin, und Péguy lehnt es ab, ihre Kinder, die sie seinerzeit in beiderseitigem Einverständnis nicht hatten taufen lassen, nachträglich gegen den Willen der Frau zur Taufe zu führen –, sie werfen ihm Schwäche und Unentschiedenheit vor, und sie erkennen nicht, daß in seinem Verhalten eine ganz bestimmte Vorstellung sich ausdrückt, die er von der „zeitlichen Sendung des Christen“ hat. Romain Rolland, der Péguy's Weg über fast zwei Jahrzehnte begleitete, hat ein schönes Wort für die Haltung des Christen Péguy gefunden: „Er hat mit sanfter Unbeugsamkeit seine unwiderrufliche Unabhängigkeit und seinen Glauben – beide gleichzeitig – festgelegt.“ Rolland findet diese Formulierung anläßlich einer Darstellung der „Nota conjuncta“, und es zeugt von einer gewissen Überheblichkeit, wenn Walter Warnach in einer Besprechung dieses Buches kürzlich erklärte, Rolland – der mit Péguy immerhin zusammen gearbeitet und gelebt hat – gebe ein falsches Bild von ihm, wolle ihm einen „Randkatholizismus“ anhängen, nur weil Rollands erlebtes Bild nicht in das erklärte Schema paßt, in das manche Péguy pressen möchten. Péguy ist Katholik, also hat er sich unserer Vorstellung von einem Katholiken anzupassen... so einfach geht es wohl nicht.

Wenn man die verschiedenen „Cahiers“, die nach Péguy's Heimkehr in den Glauben erschienen sind, auf ihre Thesen hin untersucht, dann erkennt man leicht, daß es weder Schwäche noch Unbestimmtheit, noch Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse war – vielleicht spielt dies alles mit, aber niemals entscheidend –, was ihn zu seinem geschilderten Verhalten veranlaßte, sondern eine klare Vorstellung von seiner politischen Aufgabe, die er als Christ so gut hatte, wie er sie zuvor, als er nur Sozialist, nur Dreyfusard war, besaß. In „Notre Jeunesse“ befindet sich das Hohelied auf den Republikanismus, auf den Dreyfusismus, hier befindet sich vor allem jene für ihn so bedeutende Unterscheidung zwischen der „Mystik“ und der „Politik“ einer Bewegung, die das Leitmotiv seines politischen Kampfes ist. „Man redet uns immer von dem republikanischen Verfall. Wenn man sieht, was die klerikale Politik aus der christlichen Mystik gemacht hat, wie kann man sich dann darüber wundern, was die radikale Politik aus der republikanischen Mystik gemacht hat. Wenn man sieht, was die Kleriker allgemein aus den Heiligen gemacht haben, wie kann man sich da wundern über das, was die Parlamentarier aus den Helden gemacht haben. Wenn man sieht, was die Reaktionäre aus der Heiligkeit gemacht haben, wie kann man sich dann darüber wundern, was die Revolutionäre aus dem Heroismus gemacht haben.“ „Notre Jeunesse“ ist von Anfang bis Ende ein Bekenntnis zu seiner politischen Vergangenheit, und alles läuft darauf hinaus, den Kampf seiner Vergangenheit unverändert in seine christliche Wiedergeburt herüberzunehmen. Es gibt keinen Bruch, die Freunde sind dieselben, die Ziele sind dieselben, und die Feinde sind dieselben: er weiß es jetzt nur besser als zuvor. „Wir sind rein“, erklärt er, und meint: wir waren immer rein. Und er konfrontiert die Kirche mit seinem unverändert sozialistischen, dreyfusistischen, republikanischen reinen Wollen: „Man muß seinen irdischen Preis zahlen“, sagt er, „das heißt, niemand,

auch nicht die Kirche, auch nicht irgendeine andere geistige Macht, kommt ohne eine irdische, ohne eine wirtschaftliche, ohne eine soziale Revolution davon.“ Er stellt fest, daß die „Mystiker“ der verschiedenen Strömungen gar nicht so weit voneinander entfernt sind, wie es die „Politiker“ sind. Er lehnt die „Politik“ der Kirche ab, die dabei ist, um Positionen zu wahren, ihre „Mystik“ zu opfern, und erklärt: „Niemals werden wir unter dem neuen (laizistischen) Regime so schlechte Bischöfe erhalten, wie es die Bischöfe unter dem Konkordat sind.“ Er erkennt die Bewegung der „Entrepublikanisierung“ und der „Entchristlichung“ als einunddieselbe, nämlich als eine „démystification“ in Staat und Kirche. Er wiederholt, was er schon einige Jahre zuvor gegen die „Regierungskatholiken“ geschrieben hat, die daran schuld sind, daß – wie es in „L'Argent“ heißt – heute „jedermann meint, es gehe um Mac-Mahon, wenn man vom Christentum spricht“. Kurz vorher setzt er im gleichen Buch die Situation des Christen in dieser neuen Welt so auseinander: „Wir glauben kein Wort mehr von dem, was uns unsere laizistischen Lehrer lehrten, und ihre ganze Metaphysik ist für uns Asche. Wir glauben nicht nur, sondern wir sind voll dessen, was uns die Priester lehrten und was im Katechismus steht. Aber unsere laizistischen Lehrer haben sich unser ganzes Herz bewahrt, und sie haben unser volles Vertrauen. Und leider können wir nicht sagen, daß unsere alten Priester sich unser Herz bewahrt haben, noch daß sie jemals unser Vertrauen gehabt haben.“

Es ist nicht der Zweck dieser Ausführungen, eine Darstellung all dessen, was den Kampf Péguy's ausmachte, zu geben. Man würde dabei sicher auch auf Unausgegorenes, Merkwürdiges, ja Unverständliches stoßen. Aber in allem ist doch die immer klare Linie seines Kampfes erkenntlich, und wenn es einem manchmal wehtut, ihn etwa mit einem in seinem Wollen gewiß so lauterer Mann wie Jaurès so grausam umspringen zu sehen, so muß man nach fünfzig Jahren parlamentarisch-opportunistischer Deformierung des sozialistischen Kampfes doch feststellen, daß er in der Grundtatsache recht und die tödliche Krankheit der sozialistischen Bewegung von vornherein genau erkannt hatte. Zweck dieser Ausführungen ist etwas anderes: eine Untersuchung der historischen Situation, in der der „renouveau catholique“ in Frankreich erwuchs, und ein Vergleich mit derjenigen, in der heute seine Werke im deutschen Buchhandel zu erscheinen beginnen. Auf den ersten Blick könnte man sagen, Deutschland holt heute den französischen „renouveau catholique“ in breitester Front nach: Herold beginnt in Wien seine Péguy-Gesamtausgabe, Kerle in Heidelberg bringt Bloy heraus, Hegner in Köln ediert Bernanos, dazwischen findet man da und dort bald Hello, bald Mounier; Mauriac kommt mit einzelnen Werken zu Wort, dazu die neueren katholischen Romanciers wie Luc Estang, Paul-André Lesort, Gilbert Cesbron, Robert Morel – lediglich den bemerkenswerten Jean Cayrol vermißt man noch –, man käme nach dem äußeren Bild fast in Versuchung zu sagen: wir haben augenblicklich einen „renouveau catholique“ in Deutschland. Der Stoßseufzer, der einem katholischen Verleger kürzlich entfuhr: „Wenn wir nicht die protestantischen Leser hätten, könnten wir mit unseren katholischen Autoren einpacken“, ist zwar aufschlußreich, braucht aber nicht überbewertet zu werden, denn schließlich schrieb ja auch Péguy dreiviertel Jahr vor seinem Tode noch: „Die Katholiken sind offensichtlich entschlossen, mich Hungers sterben zu lassen.“ Der wesentliche Unterschied in der historischen Situation ist viel umfassender. Halten wir uns bei der Untersuchung wieder an Péguy, der ja den Anlaß zu diesen Betrachtungen gab.

Als Péguy zu wirken begann, befand sich die dritte französische Republik an einem kritischen Punkt: die monarchistische Reaktion MacMahons war zurückgeschlagen, das präfaschistische Abenteuer Boulangers überwunden, im Kampf um den Dreyfus-Prozeß standen noch einmal die Kräfte einer politischen (und allgemein-geistigen) Reaktion und einer bewußt republikanischen, demokratischen, anti-hierarchischen Politik zur entscheidenden

Auseinandersetzung gegenüber. Es waren die besten Kräfte Frankreichs, die auf seiten der „dreyfusards“ kämpften: Péguy hat es in „Notre Jeunesse“ in unnachahmlicher Schönheit dargelegt. Die Kirche war in allen diesen Auseinandersetzungen Parteigänger der Reaktion. Péguy erkennt und begründet es in „Notre Jeunesse“ folgendermaßen: „Alle politischen (von Péguy hervorgehoben) Kräfte der Kirche waren gegen den Dreyfusismus. Aber die politischen Kräfte der Kirche waren immer gegen die Mystik. Besonders gegen die christliche Mystik.“ Es folgte der Sieg des Dreyfusismus, der Sieg der Republik, des Fortschritts, der Demokratie, oder zu welcher Bezeichnung man sich entschließen will. Péguy spricht vom Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit als lebendigen Werten. Als bald mit dem Sieg der dreyfusistischen Politiker aber setzte das ein, was Péguy die „Deformierung des parlamentarischen Systems“ nennt, den „zivilen Cäsarismus“ oder – exakter – die „combistische Tyrannei“. Es folgte der Sieg der „Politiker“ (in der Péguyschen Ausdrucksweise), die alle grundsätzlichen Auseinandersetzungen in einen parlamentarisch-taktischen Machtkampf umfälschten. An diesem „Verrat“ – Verrat an der „republikanischen Mystik“ – haben auch Jaurès und die sozialistische Partei teil, auch sie sprechen nur noch jene „parlamentarische (Spezial-)sprache“, in der eine Wahrheit nicht mehr eine Wahrheit, eine Lüge nicht mehr eine Lüge ist. Péguy, der einst die Ortsgruppe der sozialistischen Partei in Orléans gründete, beginnt sich von der Organisation abzuwenden, um die Wahrheit des Sozialismus zu bewahren.

Die entscheidende Maßnahme der republikanischen Regierungen in jenen Jahren war die konsequente Laizisierung Frankreichs. Diese Laizisierung hat von vornherein zwei Aspekte. Einmal bedeutet sie den Abschluß einer breiten, das ganze Volk umfassenden Entwicklung, die, im achtzehnten Jahrhundert beginnend, das ganze neunzehnte Jahrhundert durchzieht. In dieser Zeit ist – wie Péguy und später Bernanos gleichermaßen feststellen – das französische Volk „voltairianisch“ geworden. Schon der frühe Péguy weist seine sozialistischen Weggenossen darauf hin, daß diese Entwicklung mit dem, was sie wollen, nichts zu tun habe, daß sie im wesentlichen eine „bürgerliche“ Angelegenheit sei. 1904 schrieb er: „Immer marschiert das Proletariat für die voltairianische Bourgeoisie gegen die christliche“, und fügt hinzu, daß, wie auch die Auseinandersetzung beider Bourgeoisien ausgehe, das Proletariat jeweils die Niederlage auszubaden habe. Demgegenüber postuliert er die Konfrontation der christlichen Idee mit der sozialistischen, des ewigen Heils mit dem zeitlichen, und kommt zu der Feststellung: „Das Heil gegenüber dem ökonomischen Elend hat die gleiche Art Größe wie das Heil gegenüber den religiösen Verdammungen.“

Die Laizisierung in jenen Jahren bedeutet aber vor allem eine Reihe von Regierungsmaßnahmen, wozu die Vertreibung der Orden und die Errichtung des Monopols der staatlichen Laienschule gehört. Péguys Kampf geht von vornherein gegen den Geist der „Tyrannei“, der sich in diesen Maßnahmen ausdrückt. Wenn er früher darauf hinwies, daß der Antiklerikalismus der Arbeiter nichts mit dem Antiklerikalismus des voltairianischen Bürgertums zu tun habe, so wendet er sich jetzt gegen die Etablierung eines neuen, diesmal voltairianischen Dogmas mit Staatshilfe unter dem Vorwand einer Befreiung vom Dogmatismus überhaupt. Er wendet sich gegen die Methode der Diskriminierung der Kirche, gegen die Vertreibung der Orden und gegen die Monopolisierung des Unterrichts zugunsten der „Universität“, d. h. jener „intellektuellen Partei“, der später sein Hauptkampf gilt. „Die Freimaurerei, die in den heroischen Zeiten der Republik der Freiheit, dem freien Gedanken so viele und wahrhaftige Dienste erwiesen hatte“, schreibt er in „Notre Patrie“, „hat mit einem Male die Freiheit, den freien Gedanken, verraten und die Republik fast um all das Wertvolle gebracht, das sie einst für sie hatte gewinnen helfen.“ Und noch in „Notre Jeunesse“ zitiert er zustimmend Bernard-Lazares Erklärung: „Wenn wir nicht achtgeben, werden wir morgen dem französischen Gendarmen Beifall klatschen müssen,

der ein Kind mit Gewalt in die laizistische Schule führt, während wir uns gegen den preußischen Gendarmen empören sollen, der einen polnischen Schüler in Wreschen zum Schulbesuch zwingt. . . Wir weigern uns ebenso, staatlich formulierte Dogmen anzunehmen wie kirchlich formulierte. Wir trauen der Universität nicht mehr als der Kongregation“ (von Péguy hervorgehoben). Als der noch nicht in den Glauben heimgekehrte Péguy seinen Kampf gegen die Diskriminierung von Christentum und Religion von Staats wegen begann, war das für ihn ein Kampf für die alten Werte der „heroischen, republikanischen Mystik“. Auch der Christ Péguy führt ihn im gleichen Geist und mit gleichen Argumenten weiter. Wenn er 1913 in „L'argent suite“ schreibt: „Der Laizismus war ein System der Neutralität in Glaubenssachen und in der Metaphysik, kurzum ein System der Gewissensfreiheit, und er ist zum grotesksten metaphysischen System, das man jemals auf der Welt gesehen hat, geworden“, so wird die Richtung seines Kampfes deutlich. Es wird aber auch gleichzeitig die besondere Situation deutlich, in der sich der französische „renouveau catholique“ bildete, nämlich als ein zugleich geistiger und politischer Befreiungskampf gegen ein zugleich politisches und geistiges System der Bevormundung, ja Unterdrückung. Und das hat sein Gesicht wie sein Wesen bestimmt.

Blieben wir wieder bei Péguy: Auf seinen bis zum Schluß aufrechterhaltenen „Antiklerikalismus“ – was Freund und Feind so nannte, das Wort ist ja vieldeutig – wurde schon verwiesen. Wichtiger ist die gleichzeitig damit verbundene Kritik des Christen an der Kirche selbst. „Wenn die Kirche heute auch aufgehört hat, die offizielle Religion des Staates zu sein“, so schreibt er, „so hat sie doch nicht aufgehört, die offizielle Religion der Bourgeoisie des Staates zu sein.“ In dieser Tatsache sieht er eine Belastung, die nicht geringer ist, als es die Belastung durch die staatliche „Offizialität“ war. Hier liegt ihm ein Grund dafür, daß auch die Kirche die moderne „Degradierung von der Mystik in die Politik“ mitgemacht hat: „Die gleiche Unfruchtbarkeit läßt die Civitas wie die Christianitas verdorren.“ Solchen Tendenzen gegenüber hält er eine Regenerierung der Kirche für notwendig, eine Verbindung von Christentum und Revolution. Er, der später seine Heimkehr in den Glauben als das Bewußtwerden einer immer bestehenden Tradition ansieht, definiert Revolution als den „Appell einer weniger vollkommenen Tradition an eine vollkommene, einer weniger tiefen Tradition an eine tiefere“, als eine „Suche nach den tiefsten Quellen“. Noch in der „Nota conjunta“ schreibt er ja von dem „schleichenden Bauernaufstand“, der der „christlichen Ordnung mehr entspricht als eine gewisse Kategorie von Geduld“. Die Maritains befürchteten bei Péguy wegen solcher und ähnlicher Freiheiten „protestantische Neigungen“. (Ähnliches haben manche ängstliche Katholiken ja auch bei Bernanos vermutet.) Es handelt sich jedoch hierbei um einen ausgesprochenen Wesenszug des „irdischen Kampfes“ im „renouveau catholique“, für den das Element der Freiheit nicht vom Element des Glaubens zu trennen ist. Aus diesem Grund war es auch nicht nur ein persönliches Ressentiment, daß Péguy – der gläubig Gewordene – in seiner Scheu, mit Vertretern des Klerus in Berührung zu kommen, sich schließlich sogar geweigert hat, an das Sterbebett seines Freundes Dom Baillet zu kommen, sondern Besorgnis, seine innere Unabhängigkeit zu gefährden, die er brauchte, um seinen – christlichen – Kampf zu führen. Und aus dem gleichen Grunde geht er bewußt die „gewagte Wette“ ein, ohne Sakramente zu leben, deren er sich zweifellos nicht rühmen würde – wie er es seinem Freund Lotte gegenüber tut –, wenn er nur aus persönlichen Gründen sich so verhielte. Sosehr der Fall Péguy einmalig und die Lösung, zu der er sich entschließt, extrem ist, die Komponente der Freiheit, der Unabhängigkeit, ja der Rebellion gegenüber der Kirche – „ein halber Rebell und ganz gefügig“ nennt er sich gegen Ende der „Nota conjunta“ – gehört zu jenem „irdischen“ Aspekt des „renouveau catholique“, wie er sich in den Kämpfen eines Péguy, Bernanos, des politisch gewordenen Mauriac bietet, ja sie ist ein wesentliches gestaltendes Moment darin. Wer sie bagatellisiert

oder gar unterschlägt, verfälscht ihr Bild. Und wer eine solche Feststellung als eine Herabminderung des christlichen Elementes in diesen großen Gläubigen auslegen möchte, der legt das Christentum auf jene „unfruchtbare“ Vorstellung fest, gegen die sie gerade angetreten sind.

Es liegt auf der Hand, daß die Situation, in die heute das Werk der Péguy, Bloy, Bernanos bei uns trifft, der originalen in vieler Hinsicht entgegengesetzt ist. Aber das wäre noch nicht einmal ausschlaggebend, wenn es sich nicht fühlbar auf die Art, wie die Autoren des „renouveau catholique“ bei uns aufgenommen werden, auswirkte. Es ist dabei weniger an die Vertreter jener „politischen Kräfte der Kirche“ – um Péguy's Formulierung zu gebrauchen – gedacht, deren Verhalten Péguy (oder Bernanos) in jedem Zug widerspricht, und die diese dennoch feiern und sich dennoch auf sie berufen. (Ähnliches war Péguy ja schon von den klerikalen Helfershelfern Vichy-Frankreichs passiert, und Bernanos hat darüber das Nötige gesagt.) Bedeutsamer ist, daß die wirklich Gutwilligen, die diese Autoren durchaus nicht mißbrauchen wollen, die sie vielmehr in ihrer Totalität schätzen und befürworten, daß sie dennoch vor bestimmten Seiten ihres Wesens zurückschrecken. Ein Blick in die – natürlich sämtlich günstigen – Kritiken, die diese Autoren bei uns erhalten, ist aufschlußreich genug. Auch die Zurückhaltung, die man bei der Veröffentlichung bestimmter ihrer Werke seitens der deutschen katholischen Verlage übt, kann nicht übersehen werden. Die Autoren des französischen „renouveau catholique“ schrieben ihre Werke im Zeichen der Freiheit, mit Mut und mit Offenheit – bei ihrer Übernahme ins Deutsche wird man den Eindruck nicht los, daß dabei eine gewisse Zimperlichkeit, ein Verzicht auf Freiheit, kurz jene „Vorsicht“ im Spiele ist, von der Bernanos schreibt, daß sie christlichem Geist widerspreche. Wenn man den Stoßseufzer des erwähnten Verlegers von den protestantischen Lesern seiner aggressiven katholischen Autoren in solchem Zusammenhang betrachtet, könnte man vielleicht zu der Hypothese kommen, daß die Grenze, die im damaligen Frankreich die Christen der „officialité“ von denjenigen des „renouveau“ schied, bei uns die Konfessionsgrenze sei. Das ist natürlich ganz und gar nicht der Fall. Vielleicht aber mag die Tatsache, daß in Deutschland eben die Kirchenspaltung eine größere Rolle spielt als in Frankreich, Grund für eine gewisse Zurückhaltung auf katholischer Seite sein, ein Grund freilich, den weder Péguy noch Bernanos anerkennen würden. Wie dem auch sei: auch hier scheint mir ein Problem für unser Verhältnis zum „renouveau catholique“ und seinen Autoren zu liegen.

EINE ENTDECKUNG: ALAIN ROBBE-GRILLET

In diesen Tagen hat der Carl Hanser Verlag (München) den Roman eines jüngeren französischen Schriftstellers herausgebracht, der bislang bei uns nur recht wenigen bekannt gewesen sein dürfte. Wer sich jedoch für den modernen experimentellen Roman interessiert, wird sich den Namen Alain Robbe-Grillet merken und sein Werk studieren müssen.

Der 1922 in Brest geborene Autor ist heute, nachdem er mehrere Jahre als Diplomlandwirt in den Kolonien tätig war, literarischer Leiter des Verlages Editions de Minuit. Er veröffentlichte 1953 seinen ersten Roman, in diesem Jahre seinen dritten („La Jalousie“). Der Roman „Der Augenzeuge“ („Le Voyeur“), der uns nun in deutscher Übersetzung vorgelegt wird, ist 1955 erschienen; er wurde mit dem „Prix des Critiques“ ausgezeichnet und von nicht wenigen französischen Kritikern als einer der wichtigsten Romane der letzten Jahre gefeiert.

Mit welchem Recht? An der Handlung, welche dem Roman zugrunde liegt, läßt sich die Bedeutung des Werks gewiß nicht ablesen. Man könnte sie, wie ein Kritiker bemerkt hat, im Stile einer Zeitungsnotiz wiedergeben: zwischen den Klippen, am Rande des Meeres, wurde die Leiche eines ermordeten dreizehnjährigen Mädchens aufgefunden... Das Verbrechen selbst wird in dem Roman nicht direkt geschildert – Bruchstücke davon tauchen als vorwegnehmende Phantasie und als Erinnerung im Helden (welcher der Täter ist) auf –, obgleich die Tat am ersten der drei Tage geschieht, von denen das Werk berichtet. Auch unter dem Gesichtspunkt der etwa mitgeteilten Gedanken und Ideen ist dieser Roman nicht bedeutend. Es findet sich in dem Werk keinerlei tiefere gedankliche Auseinandersetzung mit dem Verbrechen oder dem Problem des Bösen, wie man denn überhaupt feststellen muß, daß hier nicht ein einziges Mal über irgendein Problem reflektiert wird. Die Welt dieses Romans – eine kleine Insel, zu der der Held herübergefahren ist, um als Reisender Armbanduhren zu verkaufen – liegt unter einem gleichmütigen Himmel: die Frage, ob irgend etwas sinnvoll oder sinnlos ist, stellt sich nicht mehr. Vielleicht ist das etwas fahle Licht, das über dem Ganzen zu liegen scheint, darauf zurückzuführen. Doch könnte dieser Eindruck ganz einfach auch entstehen, weil dieses Buch gewisse Erwartungen nicht erfüllt, mit denen wir gemeinhin an einen Roman herangehen.

Es scheint das Bestreben Robbe-Grilletts zu sein, eine Welt ohne Bedeutungen darzustellen. Die Dinge sind, was sie sind; Handlungen geschehen, Gesten werden gemacht, aber sie werden in der Regel notiert wie die Bewegungen eines Insekts, teilnahmslos und als hätte es das, was man einmal Seele nannte, nie gegeben. Unnötig fast zu sagen, daß der Autor keinen Unterschied macht zwischen dem im herkömmlichen Sinne Wichtigen und dem Unwichtigen, ja,

daß er im Gegenteil diese Ordnung sozusagen auf den Kopf stellt: belanglose Dinge, die für die Handlung oft gänzlich irrelevant sind, werden mit einer merkwürdigen technischen Akribie beschrieben – die Welt ist voll von Geräten, Gebärden und Signaturen, deren stumme und eindringliche Gegenwart jede mögliche menschliche Antwort auf sie, jeden Versuch einer umgreifenden Deutung übertrifft. Hier ist kein Raum mehr für Freude oder Trauer im Anblick einer Welt und angesichts der Tatsache, daß in deren längere Dauer die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins gewirkt ist.

So ist bei Robbe-Grillet selbst noch das Pathos völlig verstummt, das in Becketts Roman „Molloy“ über der absurden Wüstenei des Lebens hin und wieder wie ein zorniger Gesang aufstieg: „Dieses Mal, dann noch einmal, denke ich, und dann werde ich damit fertig sein, denke ich, auch mit dieser Welt. Es ist die Empfindung des vorletzten Mals...“ Gleichwohl hat Robbe-Grillet mit Beckett nicht nur die Konstruktion einer Welt gemeinsam, deren Geschlossenheit und gleichsam methodische Solidität den Leser auf produktive Weise herausfordert. Beide versuchen, das Unbegreifliche des zeitlichen Geschehens genauer zu begreifen, die zeitliche Verfassung des Daseins oder einer Handlung mit neuen Methoden zur Darstellung zu bringen. Daß das Leben zugleich vergangen, gegenwärtig und künftig ist, daß angesichts dieser rätselvollen Zeitlichkeit ein gegenwärtiger Augenblick kaum mehr lokalisierbar ist und verschwimmt – dieser Entwurf Becketts und vor allem seine gestalterischen Konsequenzen waren von großer Kühnheit. Es ist das entschiedene Verdienst Robbe-Grilletts, daß er – ob nun von Beckett direkt beeinflusst oder nicht – auf der Linie dieses Entwurfes weiterarbeitet und die Fruchtbarkeit der neuen Methode erprobt. Sein Experiment ist um so bedeutender, als er, jedenfalls in dem vorliegenden Roman, die Methode anwendet auf die Darstellung eines engbegrenzten Handlungsverlaufes. So weist er beispielsweise auf, daß eine Aktion – hier das Verbrechen – auf rätselhafte Weise über den Zeitpunkt hinausgreift, zu dem sie sich tatsächlich ereignet: die Wirklichkeit vor der Tat ist für den Täter nicht mehr beliebige Vielfalt, sondern präsentiert bereits die Elemente und Figuren, welche dann in der Aktion versammelt auftreten. Das Künftige, das Mögliche und auch das nur Intendierte (und dann gar nicht Ausgeführte) unterscheiden sich in der Darstellung Robbe-Grilletts hinsichtlich ihres Realitätsgrades nur wenig vom tatsächlich Geschehenden. Unterstellte sich der Romancier früher dem Diktat des Tatsächlichen, indem er es gleichsam mit einer Linie umrandete, so umreißt Robbe-Grillet nun zwar nicht die Dinge – sie bleiben eindeutig fixiert – aber oft die menschliche Handlung mit einem Liniengeflecht: Konturen des Künftigen, Wiederholungskurven und bloß mögliche Umrißlinien umschlingen die Figur der Handlung, welche auf diese Weise den Charakter des Entwurfs behält. Mit Hilfe dieses Geflechts gelingt es, die komplizierte Struktur des zeitlichen Geschehens, in welchem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überlagern und ineinanderschieben, adäquater als früher wiederzugeben.

Versuchte man das wesentlich Neue dieser Darstellungsmethode auf eine

Formel zu bringen, könnte man wohl auch sagen: Zeit – als Lebenszeit – ist hier nicht mehr oder nicht nur Gegenstand des Romans, sondern Zeit wird zu einer konstituierenden Form des Erzählens selber. Das Erregende und die Bedeutung der Experimente Becketts und nun Robbe-Grilletts hängen damit zusammen.

R. H.

NEUE FRANZÖSISCHE LYRIK

Die Barke Phantasie. Zeitgenössische französische Lyrik übertragen von Karl Krolow. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1957. 69 Seiten. 7,80 DM

„Die Barke wartet: Unsre Phantasie“. Mit diesem Vers lädt Apollinaire seine Freundin zu einer geheimnisvollen Reise ein,

„Die in das Nichts führt in ein Irgendwo für immer

Auf diesem Meer das blauer noch und blauer

Als alles Blau der Erde wär’

Auf diesem Meer auf dem nie jemand
„Land“ ausrufen würde“

(Liebe, Mißachtung und Hoffnung, S. 16-18). Karl Krolow hat seine Auswahl neuerer französischer Lyrik unter dieses Motto gestellt und damit sein Vorhaben gleich dreifach erläutert:

Er stellt uns Dichter vor, die aus der überlieferten Welt ausbrechen in einen unbewohnten, unendlichen Raum, der trunkene Kombinationen alter, nun verfremdeter Trümmer aufzunehmen bereit ist.

Er erinnert uns an Rimbaud, dessen „Bateau ivre“ zuerst jene Erkundung ineinandergeschlungener Welten unternommen hat. Er feiert in Apollinaire den tonangebenden und begabtesten Rimbauderben.

Diesen ist gemeinsam der Verzicht, sich innerhalb einer gegebenen Welt einzurichten. Bei Milosz und Fargue zwar sind überall Erinnerungen an eine geschlossene Gegenstandswelt faßbar, doch die Umriss verwichen in weichem Dämmerlicht. Supervielle befreit in anmutigem Werben die Stimmen der Bäume, der Tiere, der Toten zu intimer Musik. (Rilke empfand ihn als verwandt und widmete ihm seinen letzten Brief.) Noch viel ungreifbarer muten Rever-

dys leise Stenogramme von Besuchen ersterbender Schatten an. Den äußersten Gegensatz dazu bilden die Agglutinationen widerborstiger Dinge, die Michaux’ Haß auf die geschaffene Welt zu deren Hohn entstehen und auf jene prallen läßt.

Gemeinsam ist diesen Dichtern aber auch die Einsamkeit mit ihrer Sprache. Die Sprache leitet in erster Linie die Inspiration; sie regt zu autonomer klanglicher Verkettung an, welche das Auge zur Anerkennung des Paradoxesten zwingt. Damit wird auch schon die Unübersetzbarkeit solcher Gedichte klar. Metrum, Reim und ein mittelalterlich tänzerischer Ton, in dem die *douce France* überlebt, binden die Verse von Apollinaire und Supervielle zwar immer noch fest genug aneinander, daß auch dem Übersetzer ein gestaltetes Gebilde gelingen könnte. Hier hat Krolow leider versagt. Banale Füllsel und eine kaum verständliche Unempfindlichkeit für die Grazie immergleichen Metrums hat den Reiz dieser zerbrechlichen Stücke zerstört. Wie zu erwarten war, fließen prosanähere Zeilen von Milosz, Fargue, Guillevic und Michaux großzügiger, ungezwungener dahin. Aber nun macht sich die mangelhafte Beherrschung des Französischen auf jeder Seite empfindlich bemerkbar. Entstellungen des Sinnes, die sich bis zum Gegenteil des Gemeinten steigern, sind nicht selten. Der hintere Buchdeckel bringt als Probe ein besonders mißhandeltes Gedicht, „Am Strande“ von Guillevic, einem Nachfolger der von Eluard und Aragon inaugurierten volkstümlichen Schlichtheit. Der Schluß lautet richtig übersetzt:

„Ich begreife selbst noch den Schrei
Den die Woge am Fuß der Felsen stößt.
Gut begreif’ ich das Lied der Robben
Und auch ich will nicht
Daß das endet.“

Bei Krolow aber heißen die Verse:

„Ich begreife bis zum Schreien
Was die Welle zu Füßen der Felsen tut.
Gut begreif' ich das Lied der Robben
Und mich nicht mehr. Ich will nicht,
Daß das endet.“

Ebenso bedauerlich ist die mangelnde Sorgfalt in den bibliographischen Angaben. Alle vier von Reverdy übersetzten Gedichte sollen in der Sammlung „Main d'œuvre“ stehen; in Wirklichkeit ist ein einziges dort zu finden. „Du meine Jugend . . .“ von Apollinaire ist nicht in „Onirocritique“, sondern in der Reihe „Vitam impendere amor“ enthalten. Und das Gedicht von Fargue, das übrigens „Entlang der grauen Stunde“ statt „Im Garn der grauen Stunde“ zu betiteln wäre, ist schon 1902, nicht erst 1931 erschienen.

Wenn dieses Büchlein sein Ziel, den jungen deutschen Lyrikern ein Wegweiser zu sein, nach all dem Gesagten dennoch erfüllen sollte, dann jedenfalls nicht ohne kräftige Mithilfe der schöpferischen Mißverständnisse, die solche Begegnungen immer schon zu begleiten pflegten.

Bern

Bernhard Böschenstein

ERFUNDENE MYTHEN

Kuno Raeber: Die verwandelten Schiffe. Gedichte. Luchterhand Verlag, Berlin-Darmstadt 1957. 64 Seiten. 4,80 DM

Im Jahre 1950 erschien bereits ein erster Gedichtband von Kuno Raeber in der Schweiz (wo er 1922 geboren wurde), der aber bei uns nicht beachtet wurde – von einer Ausnahme abgesehen: Ernst Robert Curtius begrüßte damals „die schönen, reinen Verse Raebers wie Boten aus einer uns unbekannten, aber verwandten Welt“. In Raebers neuem Gedichtband könnte man zwei Teile unterscheiden. Der 1. Teil enthält Verse aus jener uns „unbekannten“ Welt, der 2. Teil Verse aus der uns bekannten, uns umgebenden Welt. Dort stehen kurze sieben- oder achtzeilige, klassisch anmuten-

de Gebilde, in denen nicht eine einzige moderne Vokabel auftaucht; hier weit ausholende Gesänge, deren Vokabular absolut „modern“ ist. In beiden Fällen handelt es sich jedoch um Gedichte, die nach der Valéry-These „Sehen heißt das Mögliche sehen“ angefertigt sind und das Mögliche durch Mythen demonstrieren. Im Gegensatz zu Wilhelm Lehmann aber, der hinter jeder Situation einen Mythos zu erkennen sucht, *erfindet* Raeber jeder Situation einen Mythos. Diese Mythen treten in den Gedichten des 1. Teils „klassisch“, d. h. auf klassischem Boden auf:

Wer den finstern Gang betritt am Tempel,
wo die alten Bilder stehn, der Adler
mit der Wölfin und dem Stier, im Holze
faulend:

ihn bestürzen die, die vor verwandelt,
in den Nischen hausen unterm Tropf-
gestein.

Und sie lecken ihm Gesicht und Hand, bis
daß er,

selbst ein junges Tier, die Zitzen saugt
der Wölfin.

In den Gedichten des 2. Teils treten die Mythen „heutig“ auf, sie blitzen aus alltäglichen Situationen, etwa in dem Gedicht „Die Wirtschaftsseite“:

„Auch der Stahl steht im Markt“
und blinkt im Regen und blutet
aus den Märtyrerleibern, die man
vom Felsen herabwarf und die er
magnetisch anzog und auffing.“

Beidesmal sollen die erfundenen Mythen den Leser erschrecken, sollen ihn aus seinem Käfig „Sicherheit“ locken und ihm beweisen, daß „Sicherheit“ gefährlich ist, daß Wirklichkeit keine Voraussetzung, sondern ein Ziel ist. Doch scheint, daß Raebers Mythen in den Gedichten der 1. Gruppe seines Buches wirkungsvollere „Warnungsschilder“ sind als in den Gedichten der anderen – einfach darum, weil die kurzen „klassischen“ Gedichte formal besser geglückt sind als die langen und gesteilten „modernen“ Gedichte. Was Arnold Schönberg von der Musik sagte, sie bestünde aus der Einlösung von „obligations“, die der

Komponist mit der ersten Note einging, gilt auch für die Lyrik: Raeber kann die Verpflichtungen, die er in den Auftakten zu seinen früheren Gedichten eingeht, einhalten, weil er sich hier nicht zuviel vornimmt: nach acht Zeilen haben sich die Fischer in Fische verwandelt. In seinen späteren Gedichten nimmt er sich fast jedesmal zuviel vor, spannt seine Assoziationen so weit, daß sie die Form, in der sie stecken, sprengen. Schon sein Rhythmus verrät das, der, sehr im Gegensatz zu früher, heute oft nicht mehr „mitmacht“: viele Gedichte gehen in einwandfreie Prosa über, nur die typographische Zeilenanordnung täuscht noch Lyrik vor.

Raeber hat ein Vorbild, dem es tatsächlich gelang, zwei Arten von Lyrik zugleich zu machen: Kavafis, der neben den formal sowohl wie inhaltlich streng „historischen“ Gedichten seine intimen, melancholisch-zynischen und kunstvoll-banal-n Kaffeehaus-moritäten schrieb. Es ist schade, daß Raeber sich bei dem Versuch, wie Kavafis auf zwei Ebenen zugleich zu schreiben, verzettelt und vielleicht gar verliert. Vielleicht sollte er lieber das zu vollenden suchen, was er in seinen frühen kürzeren Gedichten zu erreichen versuchte: entfernt vom nur optisch Interessanten und auch entfernt von der „écriture automatique“, zu einer neuen strukturellen Formung mit Hilfe von unzerstörten Sinn-Inseln und Form-Worten zu gelangen. Dieser Versuch war es, dem E. R. Curtius so lobend zustimmte, und bei diesem Versuch kann dann auch Vertrauen darauf bestehen, daß die richtig herausgeholte Form sich dadurch bedankt, daß sie selbst für das Zustandekommen des Inhalts sorgt. Und um dies geht es Raeber doch, der sich in der Tradition der Mallarmé, Valéry und Benn fühlt: zum Inhalt über die Form zu kommen – zu schreiben, nicht um einen Gedanken, den man hat, auszudrücken, sondern um einen Gedanken, den man nicht hat, zu finden. Das aber kann nur gelingen, wenn das ganze Augenmerk des Dichters auf die Elemente des Gedichts gerichtet ist und die alten thematischen Zusammen-

hänge so zergliedert werden, daß in dem stets kontrollierten rhythmischen Muster der ausgewählten Worte plötzlich ein neues Thema erscheinen kann.

Weingarten/Wrttbg.

Peter Hamm

DER BLICK VON OBEN

Gertrud von Le Fort: Erzählende Schriften. Ehrenwirth Verlag, München und Insel Verlag, Wiesbaden 1956. Drei Bände Leinen 56,— DM

Die im vorigen Jahr zum 80. Geburtstag von ihren beiden Hauptverlegern bestrittene Jubiläumsausgabe der Erzählungen Gertrud von Le Forts scheint leider nicht als Grundstock einer Gesamtausgabe gedacht zu sein, obwohl Schönheit und Solidität der Ausstattung den Käufer zu einer solchen Annahme verleiten können. Der erste Band enthält die zusammenhängenden Hauptromane „Das Schweißbuch der Veronika“ und „Der Kranz der Engel“ (wir folgen hier der ursprünglichen Benennung; später wurden beide Bücher unter dem Titel des ersten vereint). Im zweiten Band finden sich die ebenfalls romangroßen und romanartigen Erzählungen „Der Papst im Ghetto“ und „Die magdeburgische Hochzeit“, während der dritte elf kleinere novellistische Dichtungen bringt, beginnend mit dem bekanntesten Stück „Die Letzte am Schafott“ und in die seltsame Alterserzählung „Die Frau des Pilatus“ ausklingend, die seither Gertrud von Le Forts letztes Werk geblieben ist.

Eine solche Sammelausgabe kann kaum noch Anlaß zu verspäteten Rezensionsbemühungen, seien sie kritischer, seien sie huldiger Art, werden. Wenn in manchen andern, ähnlich ruhmgefestigten Fällen ein unklares Mißverhältnis von Wirkung und Substanz gerade nach Ablauf einer gewissen Frist die Neubewertung über ein dichterisches Werk kräftig anregen und auch zu einer literarkritischen Notwendigkeit machen kann, entfallen solche Probleme bei Gertrud von

Le Fort aus künstlerischen ebenso wie aus sittlichen Gründen. Die merkwürdige Alterslosigkeit dieser Dichtungen, die sich auch innerhalb der drei Jahrzehnte umspannenden Schaffenszeit als ein fast völliges Fehlen von Wandlungen, Entwicklungen, Kunst- oder Gedankenfortschritten geltend machte, hat ihnen von Anfang an eine feste, im wesentlichen immer gleiche Distanz zum Zeitgeist, jenen eigentümlichen „Blick von oben“ verliehen, der Gertrud von Le Forts Stärke und auch Begrenzung ausmacht. Dieser entrückte Standort hat seine Voraussetzungen wahrscheinlich noch mehr als in den religiösen Bindungen in personalen Hintergründen von Charakter, Herkunft und Stand der Dichterin. „Sie haben eine wunderbare Gabe, ohne Zweifel könnten Sie auch Dinge schreiben, die heute Eindruck machen, Erfolg, Zukunft haben, auf der Entwicklungslinie der Zeit stehen – warum tun Sie das eigentlich nicht? Warum versteifen Sie sich darauf, die Stimme der Verstorbenen abzugeben?“ fragt der russische Emigrant in der „Opferflamme“, und die Erzählerin antwortet an anderer Stelle: „Es war mir, als erscheine nun über dem zweiten Kapitel meines Lebens dasselbe tödliche und todbringende Vorzeichen wie über dem ersten, und ich gehörte auf der ganzen Linie einer geopferten Generation an – einer zum Tode berufenen.“

Man wird sich hüten müssen, derlei Bekenntnisse in platter Direktheit zu verstehen; sie enthalten einen christlichen Begriff von Tod und Opfer, der die Voraussetzung für höhere Formen des Weiterlebens ausmacht. Während der verflochtenen drei Jahrzehnte, in denen die Dichtungen Gertrud von Le Forts ihren Weg durch die Welt gemacht haben, hat sich diese Lebendigkeit unter sehr verschiedenen Zeitbedingungen bewährt. Sie drängt sich auch bei der Wiederberührung als erster Eindruck auf. Ein geheimnisvoller sittlicher Adel, eng verbunden mit bedeutender, aber nie dominierender Intelligenz, dazu die große Erzählgabe, ausgerüstet mit der Sprachmagie des geborenen Dichters, das etwa

dürften die hauptsächlichlichen Waffen und Mittel sein, mit denen Gertrud von Le Fort ihre persönliche dichterische Seinsbehauptung ebenso wie die der von ihr vertretenen Welt bestreitet. Wer will, mag ihre Stoffe und Themen, auch ihre jedem Experiment fern stehende Erzählweise und Sprachgestalt unmodern oder unerregend finden. Man wird aber schwerlich sagen oder gar nachweisen können, daß in den Riesen-teppichen ihrer großen Romane oder in den „Brücken“ der Novellen größere oder kleinere Partien mittlerweile abgetreten, glanzlos und fadenscheinig wirken. Die Tatsache, daß das Fortleben dieser Dichtungen heute stark in der Hand der jüngeren Generationen liegt, würde nur dann gegen derlei Feststellungen sprechen, wenn Nietzsche recht gehabt hätte mit seiner Annahme, daß ein Absinken in „unreifere“ Lesergenerationen eine edle Form des Verhaltens sei. Schiller und Lessing, seine beiden Paradigmen, beweisen eher das Gegenteil.

Man nennt Gertrud von Le Fort gern eine Dichterin der Kirche und denkt dabei an die katholische Kirche, woran das ebenso richtig wie auch trivial ist, daß sie im deutschen „renouveau catholique“ eine der führenden Stimmen innehat und auf das französische über Claudel und Bernanos kräftig zurückwirkte. Gleichwohl liegt hier allein nicht der Grund ihrer Dauerhaftigkeit, sondern in etwas, das man noch allgemeiner *hommage*, poetische und sittliche Verehrungskraft nennen muß. Vergangenheit, Geschichte, Tradition in einem engereuropäischen Sinne, als er für das Christentum konstitutiv ist, haben in ihrem Werk beredete Anwaltschaft und dichterische Verklärung gefunden. Umgekehrt entpoetisiert sich ihr Erzählen allemal dann auf eine fühlbare Weise, wenn es diese rückwärtigen Bezüge einmal preisgibt und seine historischen Welthorizonte auf Moral, Mitleid und Mütterlichkeit reduziert, wie etwa in der gegenwartsnahen, dem Andenken der toten Kinder des Weltkrieges gewidmeten Erzählung „Die Unschuldigen“. Dennoch möchte man auch ein solches

Randwerk im erzählerischen Œuvre der Dichterin nicht missen, wie im Ganzen ohne ihre so zarten wie kraftvollen, so verhaltenen wie bekenntnisklaren Dichtungen die deutsche Erzählungskunst der Gegenwart sicherlich um eine ihrer nobelsten, zugleich menschenfreundlichsten Provinzen ärmer wäre.

Berlin

Joachim Günther

EPISCHE URLANDSCHAFT

William Faulkner: *Wilde Palmen* und *Der Strom*. Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut M. Braem und Elisabeth Kaiser. Scherz & Goverts Verlag, Stuttgart 1957. 325 Seiten. 18,50 DM

Das Erscheinen eines Romans, der mit grandioser Ausschließlichkeit von der Liebe handelt, läßt einem plötzlich bewußt werden, daß die Liebe von Mann und Weib in Romanen der ersten Ordnung nur noch selten eine zentrale, schicksalbindende oder schicksalwendende Funktion hat. Im gleichen Maße wie die ihrer Verwirklichung oder ihrem Sichausleben entgegenstehenden Hemmungen bürgerlicher oder sonstiger Art geschwunden sind, hat sie an literarischem Interesse verloren und meist nur noch episodischen Charakter. Sie trägt allenfalls eine Kurzgeschichte, aber kaum mehr einen ganzen Roman. Die Autoren tun so, als gehöre sie dazu, reden aber möglichst wenig von ihr. Welche Gedankenlosigkeit darin liegt – das zu zeigen, mußte erst ein Gigant des Romans wie William Faulkner kommen und den Roman mit dem Doppeltitel „*Wilde Palmen* und *Der Strom*“ schreiben. (Das war nicht erst jetzt, sondern schon um 1940, aber diesmal ist man gern bereit, dem deutschen Verleger, dessen unerforschlicher Ratschluß bestimmt, in welcher Reihenfolge wir Faulkners Romane nachholen, dankbar zu sein, daß er uns diesen überhaupt und zudem in untadeliger Übersetzung zugänglich macht.) Es ist ein Roman außerhalb des großen

Familien- und Generationenzyklus, aber alles andere als ein Nebenwerk, sondern eines, das Faulkners schöpferischer Energie das Letzte abgefordert hat. Als er nämlich mitten in der Arbeit an „*Wilde Palmen*“ erkennen mußte, daß er einen künstlerischen Kontrapunkt brauchte, schrieb er gleichzeitig einen völlig unabhängigen zweiten Roman „*Der Strom*“, ein konträres Pendant sozusagen, und durchschloß kapitelweise den ersten Roman mit dem zweiten. So entstand dieses die Ungeduld des Lesers folternde Doppelgebilde, das jedesmal wenn die Spannung an einem Zerreißpunkt angelangt ist, abbricht und den Leser zwingt, auf den anderen Handlungsprozeß umzuschalten.

Zunächst „*Wilde Palmen*“. Die Gedankenlosigkeit, von der oben die Rede war, mußte man nach Faulkner in der arglosen Annahme erblicken, daß die Liebe in unserer durchorganisierten, lauter Zwecken verhafteten Gesellschaft noch eine Stätte habe. Er zeigt im Gegenteil, daß die wildwachsende Liebe, wenn sie einen Mann und eine Frau erbarmungslos umstrickt, diese Liebenden für jede utilitaristische Überlegung blind, ja für die menschliche Zivilisation schlechthin untauglich macht. Daher ist denn die Geschichte der beiden Liebenden bei Faulkner ein einziger Leidensweg, der von Station zu Station unausweichlicher zum Untergang führt. Ob der Leser sie schuldig spricht oder ihnen seine Sympathie zuwendet und um sie bangt (und natürlich tut er das) – darüber ist Faulkner hoch erhaben. Ihm geht es um das Exempel, das er statuieren will. Er setzt seine Liebenden einfach in Freiheit und bezüglich der Ehe, aus der die Frau ausbricht, sogar in eine vom resignierenden Gatten vertraglich verbürgte Freiheit, aber er setzt sie auch aus, wie man Kinder aussetzt, und das bedeutet hier zwangsläufig, daß sie zugleich Ausgestoßene sind, Parias der menschlichen Gesellschaft, die uns zwingen will, „daß wir uns der Schablone des menschlichen Lebens anpassen, einer Schablone, die sich dazu herausgebildet hat, ohne Liebe auszukom-

men – uns anpassen oder sterben“. Dieser Roman ist eine einzige schneidende Absage an die Domestizierung und kleinliche Verzettelung des großen, allein lebenswerten Gefühls („anstatt unsere Gefühle monatelang, jahrelang zu bewahren, damit wir eine Chance verdienen, sie alle für die Liebe auszugeben, können wir sie nunmehr auf kleine Kupferstücke verteilen und an jedem Zeitungsstand aufreizen, können wir je zwei für Kaugummi oder Schokolade in einen Automaten stecken“). Seite für Seite könnte man diese „Tendenz“ aus dem Roman herauspräparieren und ginge damit doch an der wirklichkeitsprallen Konkretheit der Fabel, in die Faulkner sie kleidet, vorbei, hätte nichts gesagt über den Sog des Verhängnisses, das er über die Liebenden hereinbrechen läßt. Die Schilderung dieses Katarakts aber versagt sich dem abgeklärten Rezensenten. Hier wird die Liebe des Fleisches als Urgewalt, stammelnd und Satzungetüme türmend, beschworen und entbunden, und da schweigen – wie bei Naturereignissen meist – alle Rück-sichten.

Die Urgewalt in dem anderen Roman – man mag sie korrespondierend oder polar deuten – ist „*Der Strom*“, und das heißt natürlich Old Man River: der über die Ufer getretene Mississippi. Und noch ein anderes kontrapunktisches Moment ist deutlich: wie dort die Liebe als Möglichkeit oder vielmehr die heutige Welt als Möglichkeit für die Liebe negiert wird, so wird hier die Liebe von allem Anfang an negiert, ja geflohen. Ein Sträfling, im Katastropheneinsatz zur Rettung Überschwemmter abkommandiert, treibt in seinem Boot tage- und wochenlang mit der schwangeren Frau, die er gerettet hat, auf der strudelnden Wasserwüste umher, verhilft ihrem Kind ins Leben und stellt sich am Ende, durch die paradoxesten Situationen in die Enge getrieben, wieder der Polizei, kehrt in dumpfem Gleichmut in sein Gefängnis zurück, weil er sich nur dort vor den Wirrsalen des Lebens geborgen fühlt. Die Komödie, welche die Funktionäre der Vollzugsge-

walt um diesen totesagten, aus den Listen gestrichenen und unbequemerweise wieder aufgetauchten Zuchthäusler aufführen, ist das beißende Satyrspiel, mit dem Faulkner seinen Doppelroman abschließt.

Der deutsche Verlag hat recht daran getan, das Buch, ohne jede Konzession an die Leserbequemlichkeit, in dieser von Faulkner ausdrücklich sanktionierten Fassung zu bringen, denn dieses überwältigende und inkommensurable Werk verhält sich ohnehin zur Literatur wie eine Urlandschaft zu einem armseligen Gewürzgarten.

Berlin

Walter Schürenberg

EIN ROMAN AUS BÖHMEN

Gertrud Fussenegger: Das verschüttete Antlitz. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1957. 342 Seiten. 15,80 DM

Eine der Hauptpersonen dieses mit dem Stifter-Preis ausgezeichneten Romans, ein Deutschböhme, hat es in seiner Jugend, bevor er die Fabrik seines Vaters übernahm, mit der Literatur versucht, in Berlin bei einem Erzählerwettbewerb einen ersten Preis gewonnen und wurde, nachdem die Geschichte in einer „snobistischen Zeitschrift“ abgedruckt worden war, als „un-versehens entdecktes neues Talent“ herum-gereicht. Aber es kam dann über ihn eine „jähle Ernüchterung“, er sah den falschen Weg, den er eingeschlagen hatte, „gleichsam wie von einem Blitzstrahl erhellt“ – in einem „halbverdunkelten Atelierraum las ein weißblonder Jüngling Gedichte“, und es gab Bilder zu sehen, die „für seine Begriffe nichts weiter als ein wildes Gekleckse durcheinanderschwimmender Farben“ waren. Und nun geschah's...: „Es erschien ihm mit einemmal lächerlich, daß seine, wie ihm vorkam, bieder und schlicht, wenn auch saftig und farbig erzählte Geschichte zu einem von vielen geheimen Rätseln durch-würzten Kunstwerk erklärt worden war“... Man erinnert sich: so und jedenfalls so ähnlich ist das Berlin der zwanziger Jahre

oft geschildert worden. Es gab damals eine weitverzweigte „Heimatabewegung“, die sich mit allen erlaubten und manchmal auch mit bedenklichen Mitteln gegen den übermächtigen Einfluß Berlins zur Wehr setzte, gegen seinen „Snobismus“, sein „Asphaltliteratentum“ und natürlich auch und besonders gegen seine schonungslose Kritik. Denn gerade das, was im obigen Zitat behauptet wird, geschah in der Regel nicht in Berlin: man lobte nicht schlichte Unterhaltungsromane zu Kunstwerken hoch, man war sogar ziemlich nüchtern im Urteil und hütete sich sehr, aus biederem und schlichten Erzählungen ein Ereignis zu machen; was die Lienhardt, Paul Keller oder Bartels „Snobismus“ nannten, war nur eine gewisse Verwöhntheit des Geschmacks und ein geübtes Unterscheidungsvermögen. Auch gab es damals kaum halb soviel deutsche Literaturpreise wie heute, und es herrschte nicht entfernt so häufig Verlegenheit und Not wie heute, halbwegs zureichende Preisträger zu finden.

Wenn man annehmen dürfte, daß die wohltuende Erkenntnis der Romanfigur in etwa mit der Einsicht der Autorin über ihr eigenes Tun korrespondiert, könnte man sich mit der Anerkennung bescheiden, daß Gertrud Fussenegger die Tradition einer spezifisch österreichischen Unterhaltungsliteratur fortsetzt, in deren Reihen zwar nicht Adalbert Stifter, wohl aber Müller-Guttenbrunn, Rudolf Hans Bartsch und Karl Hans Strobl stehen, eine Tradition, von der einst auch die sehr begabte Clara Viebig etwas zehrte – denn die Ebner-Eschenbach stammte zwar sogar aus Böhmen, schrieb jedoch mehrere „von vielen geheimen Reizen durchwürzte Kunstwerke“. Aber es ist leider gar nicht sicher, daß die Verfasserin dieser Ansicht ist, vielleicht ging ihr geheimer Ehrgeiz doch etwas nach dem großen „böhmischen Epos“. Denn die sehr breite, wenig geraffte Lebens- und Schicksalsgeschichte des vom Vater her so tschechisch mit dumpfer Triebhaftigkeit belasteten Arztes Viktorin Zeman könnte fast wie ein merkwürdiger Schlüsselroman des tradi-

schens Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen überhaupt gelesen werden. Sie kommen nicht gerade gut weg, die Tschechen, in diesem Buch, das an der Jahrhundertwende einsetzt und mit der Vertreibung der Deutschen im Jahre 1945 endigt. Sie sind immer mißgünstig und heimtückisch, sie hassen, wie die Verfasserin versichert, die Deutschen und die Juden und hatten „nicht ganz ohne Schadenfreude“ zugesehen, wie die Deutschen die Juden ausrotteten. Hatten sie sich gegen die deutsche Herrschaft empört? Durchaus nicht: „Man hatte auch früher liebbedienem und katzbuckeln gelernt, so machte man jetzt wieder Kratzfüße vor jeder Tellermütze und schacherte unter dem Deckmantel des geknechteten Volkes mit Kaffee und Kognak.“

Man gerät hoffentlich nicht in den Verdacht, die barbarische Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei auch nur im geringsten zu beschönigen, wenn man sein Erstaunen darüber bekundet, wie billig es sich ein preisgekrönter Roman aus Böhmen macht, die Mentalität eines „geknechteten Volkes“ zu erklären.

Berlin

Walter Lennig

WUNDERSAME ROMREISE

Bruce Marshall: Die Rote Donau. Roman. Aus dem Englischen von Jakob Hegner. Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten 1956. 241 Seiten. 14,80 DM

Kapläne und Patres standen im Mittelpunkt früherer Bücher des katholischen Schotten Bruce Marshall, Jahrgang 99. Als ein im schönsten Sinne moralischer Autor scheint er irgendwo zwischen Swift und Guareschi, Graham Greene, Timmermans und, sagen wir, Pierre Daninos am Werk: ein enfant terrible der Literatur, Gott fürchtend und sonst nichts auf der Nachkriegswelt. Er trägt keine Tonsur, sondern den Scheitel rechts, ist Master of Arts und Bachelor of Commerce, war 14 Jahre lang Wirtschaftsprüfer in Paris und lebt jetzt an der franzö-

sischen Mittelmeerküste. Seit 1931 hat er ein gutes Dutzend Romane veröffentlicht, wovon Hegner inzwischen die Hälfte deutsch herausgebracht hat. Holte diese 1950 beginnende Serien-Publikation den zunächst großen Abstand zu den Erscheinungsdaten der Originale schnell auf, so bedeutet „Die Rote Donau“ einen Rückgriff auf das Jahr 1947. Viernächtebesetztes Wien, das Wien des „dritten Manns“. Auch „The Red Danube“ ist, mit beachtlichem Erfolg, verfilmt worden.

Der Held des Buches, der englische Oberst Nicobar, ist ein kritischer Geist. Er spricht von der Bestialität und Handelssucht des Friedens. Als ein militanter Christ zieht er Soldaten den Börsenmaklern vor und erklärt, einzig die Zucht der Soldaten, von guten Menschen zu guten Zwecken verwendet, könne die Welt retten. Ehre, Geschichte, Ruhm? Allermeist sei nichts weiter als Ausfuhr und Öl gemeint. Muß man verzweifeln an dieser „überfüllten, christentumentleerten Zuchtstall- und mit Apothekerheilmitteln sich aushelfenden Welt“? Meinungen und Fragen – nicht gerade neu. Der philosophische Oberst – nicht gerade originell. Soldat und brav. Die Politik indessen? Nun, da fehlt einfach die Nächstenliebe. „Wenn wir nicht begreifen, daß Erbarmen eine Tugend ist, ist alles hoffnungslos.“

Nicobar, der im zweiten Weltkrieg einen Arm verloren hat wie sein Autor Marshall im ersten ein Bein, wird als Angehöriger der Militärregierung im Nonnenkloster einquartiert. Dort begegnet er Mutter Auxilia, der Oberin. Sie praktiziert den Glauben erfreulich handfest. Der heilige Franz, zum Beispiel, ist ihr zu gefühlvoll. „Anstatt den Vögeln eine Predigt zu halten, hätte er lieber dem Papst eine halten sollen.“ Politik und Religion sind, nach ihrer Ansicht, das einzige, worüber zu reden sich lohnt. Reden . . . Da liegt dieser Roman des Weltanschauers Marshall streckenweise im argen. Denn all seine Gespräche führen nicht so sehr nach Rom als in sein eigenes Herz zurück. Er verteilt Traktate auf mehrere Stimmen. Die Rubrik „Böse“ existiert kaum.

Und die Guten sind über den Kamm geschoren, es sind nicht Charaktere, die sich entwickeln; deshalb auch rascheln die eingeschalteten Liebesszenen papieren. Der Autor beschreibt, ganz undramatisch, Phänomene, Situationen, die Weltlage – immer im Licht seiner humanen Verbindlichkeit. Selbst Nicobars sowjetrussisches Pendant, Oberst Pinjew, findet, bei Streitigkeiten sei allemal auf beiden Seiten ein wenig Recht und sehr viel Unrecht. Durch den Mund seines Helden proklamiert Marshall „eine maßvolle All-Lands-Liebe“ als einziges Heilmittel.

Einziges? Die Oberin sieht es praktischer an. Sie beschließt, dem Heiligen Vater wieder einmal die Meinung zu sagen: „Schließlich kenne ich Eugen noch aus der Zeit, wo er Meßbub war.“ Hat nicht auch der Oberst gemeint, der Papst müsse eindeutige Wahrheit verkünden, der Straßendirne so gut wie dem Bischof verständlich? Und als ihr Gast dienstlich nach Rom fliegt, schafft sie es, von ihm – ganz gegen seinen Willen – durch die Kontrollen geschleust zu werden. Ihr Flug wiederholt eine exemplarische Luftreise: die Ordensgründerin Walpurga ist 1585 auf Engelsflügeln nach Rom gelangt und hat den damaligen Stellvertreter Christi ermahnt. Die Repetition des Unternehmens im Zeitalter der Düsenflugzeuge bringt wenig ein. Der Papst, so will es der Erzähler, setzt der Mutter Auxilia freundlich den Kopf zurecht. Die Kirche ist nicht dazu da, eine neue Wahrheit zu finden; eine neue Wahrheit gibt es nicht, alles steht schon im Evangelium.

Die wunderbare Romreise – schönster Effekt des Buches – erinnert an Marshalls ersten Roman: „Das Wunder des Malachias“ – worin Father Malachy mit der Kraft seines Glaubens nicht Berge, wohl aber einen Tanzpalast auf unwirtlichen Felsen (und dann freilich auch, fromm resignierend, zum alten Orte zurück-) versetzt. Das Wunder des fliegenden Tanzpalastes ist im Nachkriegs-Wien auf einen Passagierflug reduziert. Eine „besiegte“ Nonne im Alliierten-Flugzeug? Das kleine Wunder geschieht.

Der Held, als ein Medium höherer Gewalt irrtümlich in einen Generalsmantel geschlüpft, tut militärisch kurz die Barrieren ab und macht die Dakota zum Engelsflügel. Irrtümlich? Nein! sagt, irdischerseits, auch der General. Kein Versehen: nur Absicht, fortschrittlicher Trick, bemerkenswerter Einfall. Er zeigt sich entzückt; zu strafen nicht, zu befördern ist er da. Und die Apotheose des Predigers in Uniform sieht so aus, daß Nicobar fortan nicht mehr die Untergrundbewegung, sondern die Heeres-Reformbewegung behandeln wird. „Die Kerle dürfen von nun an ruhig im Bett lesen und brauchen nicht in die Kirche zu gehn.“ So läßt Marshall, mit überlegener Ironie, die Kirche zuletzt doch wieder im Dorf. Und diese Humorigkeit, Leichtigkeit, Lieblichkeit schafft dem Leser Genuß, bewirkt die kühne Balance zwischen herzhaftem Spaß, Kolportage mit Maßen und nachhaltiger Erbauung.

Berlin

Günter Giefer

PROVOKATIONEN

Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. Verlag C. H. Beck, München 1956. 353 Seiten. 18,50 DM

Günther Anders ist ein Sohn des Philosophen William Stern und Schüler von Cassirer, Husserl und Heidegger; 1902 geboren, hat er 1933 Europa verlassen und ist erst 1950 zu uns zurückgekehrt, wo man ihn bisher als Verfasser einer kritischen Analyse Kafkas und auch als Lyriker (Heft 18 NDH) kennengelernt hat.

Die vier großen Aufsätze, aus denen sein neues Buch besteht, enthalten die scharfsinnigste, schonungsloseste und pointierteste Diagnose und Kritik unserer Zeit, die wir kennen. Im Zentrum der Betrachtungen und Attacken stehen die Phänomene der Technik, des Rundfunks und Fernsehens und der Atombombe. Der Versuch, die

ungemein komprimierten Thesen in einem kurzen Referat noch weiter zusammenzuziehen, läuft unvermeidbar auf eine Simplifizierung der Aussagen und Argumentationen des Autors hinaus und darf deshalb nur als Andeutung genommen werden.

Einer Erläuterung bedarf zunächst der Titel. Die Antiquiertheit des Menschen sieht Anders darin, daß dieser seinen Machwerken nicht mehr gewachsen ist, daß wir Nachzügler dessen sind, was wir selbst projiziert und produziert haben, und daß uns ein dauernd wachsender Abstand von der Welt unserer Produkte trennt. Derartige Feststellungen sind harmlos und ohne Wirkung, wenn es dem Leser überlassen bleibt, sie anzunehmen, zu diskutieren oder abzulehnen. Bei Anders wird dem Leser, sofern er sich überhaupt ernsthaft auf die Lektüre einläßt, diese Wahl nicht gelassen. Unausweichlich gerät er in den Bann einer höchst suggestiven Methode, deren Wesen darin besteht, daß der Autor von konkreten Zeitsituationen, die er treffend und anschaulich zu schildern vermag, ausgeht und diese sodann einer bohrenden philosophischen Analyse unterzieht. Dazu kommt eine Fähigkeit zur Formulierung und Begriffsprägung, die ihresgleichen sucht.

Durch diese Methode, von der er selbst sagt, daß sie auf den ersten Blick wie eine hybride Kreuzung von Metaphysik und Journalismus aussche, gelingt es ihm, aus mitunter winzigen Symptomen fundamentale, ja absolute Befunde abzuleiten. Die Art etwa, in der sich Herr T., ein beliebiger Zeitgenosse, vor den Gegenständen einer technischen Ausstellung benimmt und bewegt, wird ihm zum Symbol der Distanz zwischen der „fleischlichen Tölpelhaftigkeit, der kreatürlichen Ungenauigkeit“ des Menschen und der Perfektion der Apparaturen. Er spürt in diesem Verhalten die „promethische Scham“ heraus, die der Mensch des Roboterzeitalters empfindet, wenn er wie ein „verstörter Saurier . . . behängt mit folkloristischen Lumpen“ zwischen Geräten herumläuft, im Vergleich zu denen er sich als Fehlkonstruktion vorkommt, weder

konservierbar noch ersetzbar und behaftet mit dem Makel, nicht gemacht, sondern geworden zu sein.

Läßt sich schon ein solcher Aspekt nicht mit den Klagen naiver Maschinenstürmer wechseln, so beweist Anders seine Kraft, Hintergründiges sichtbar zu machen, aufs bestürzendste in dem großen Kapitel über die Ikonomanie, die Bildsucht unserer Zeit. Wie er den phantomhaften Charakter von Rundfunk und Fernsehen entlarvt, vor denen die Menschen automatisch zu Lauschern und Voyeurs werden, zu Unmündigen und Hörigen, denen Sprache und echte Welterfahrung abgenommen wird – das kann man nicht ohne Erschrecken lesen. So bis ins Letzte ist das Wesen der Zerstreuungstechnik und der von ihr erzeugten künstlichen Schizophrenie bisher nicht aufgedeckt worden. Es wirkt wie eine fahle Vision aus einem utopischen Roman, wenn Anders die Mußestunden der Zeitgenossen schildert: vor den „Kulturwasserhähnen“ des Radios sind sie als Heimarbeiter angestellt mit der Aufgabe, die Verwandlung ihrer selbst in Massenmenschen durch Konsum der Massenware zu betreiben. Die Phantome auf dem Bildschirm, der durch sein Kleinformat jedes Ereignis in eine „synchrone Nippesszene“ verwandelt, werden erkannt als das, was sie sind: nicht Nachbilder der Welt, sondern Abzüge von einer Matrize. Gibt es doch – wie Anders in einem schwer zu widerlegenden Satz festgestellt – zahllose Geschehnisse, die nur deshalb so geschehen, wie sie geschehen, damit sie als Sendungen brauchbar seien; ja solche, die überhaupt nur deshalb geschehen, weil sie als Sendungen erwünscht oder benötigt sind. Formulierungen wie die von dem TV-Schirm als gemeinsamem Fluchtpunkt (nicht Mittelpunkt) der Familie, oder von den Filmstars als Gespenstern, die vergeblich versuchen, ihren Großaufnahmen gerecht zu bleiben, seien nicht nur als Beispiele der rabiaten Definitionskunst des Autors angeführt, vielmehr deshalb, weil sie Behauptungen enthalten, die gründlicher Überlegung wert sind.

Fast beschwörend wird der Ton in dem Schlußkapitel über „Die Bombe und die Wurzeln unserer Apokalypse-Blindheit“. Auch hier erweist Anders eine eminente Fähigkeit, vordergründige Denk- und Sprachgewohnheiten zu durchstoßen. So durchschaut er die beruhigende Wendung „falls die Bombe eingesetzt würde...“ als gedankenlosen Euphemismus, indem er konstatiert: Die Bombe ist nicht nur bereits (in Hiroshima) eingesetzt worden, sondern sie wird ständig eingesetzt, erstens als Druck- und Erpressungsmittel, zweitens in den sogenannten Versuchen, die in Wirklichkeit keine bloßen Experimente sind, weil sich das Versuchsfeld nicht isolieren läßt.

Es ist vorauszusehen, daß der auf seine Gemütsruhe bedachte Leser dem Autor pathetische Übertreibung vorwerfen wird. Natürlich übertreibt Anders, indem er bagatellierte Dinge auf die Spitze treibt, aber er tut es absichtlich und mit methodischer Bewußtheit. Entscheidend ist, daß er die radikale Kritik, die er an unserer Zeit übt, nicht um ihrer selbst willen betreibt, sondern mit einem Funken von Hoffnung auf die Wandlungsfähigkeit des Menschen. Hinter der Provokation des Zeitgenossen steht der Appell an den Menschen.

Düsseldorf

Herbert Nette

BERICHTE UND LEITARTIKEL

Erich Kuby: Das ist des Deutschen Vaterland. 70 Millionen in zwei Wartesälen. Scherz & Goverts, Stuttgart 1957. 486 Seiten. 19,80 DM

Der Journalist läßt sich hierzulande gerne „Publizist“ nennen, wenn er etwas auf sich hält. Der Publizist aber strebt nach dem holzfreien Papier zwischen soliden Leinendeckeln, dann kommt er in den „Kürschner“ und ist ein Schriftsteller. Auch bei uns haben Journalisten gute Bücher geschrieben, Friedrich Sieburg zum Beispiel oder Tucholsky. Sie hatten Bücher im Kopf, als

sie es taten. Erich Kuby hatte nur die Ambition zu einem Buch im Kopf und die schwere, alte deutsche Frage Ernst Moritz Arndts auf den Lippen. Das Resultat sind zwar 500 Seiten voller trefflicher Beobachtungen, bedenkenswerter Gedanken, weniger bedenkenswerter Politik – ein Buch freilich, ein neues Ganzes ist es nicht.

Das Beste kennt der Leser der Süddeutschen Zeitung, der Frankfurter Hefte ohnehin. Wenn nicht im Wortlaut, so in der Tendenz. Er kann sich hier abermals am brillanten Journalisten Kuby delectieren. Es kommen hinzu sehr gründliche und zutreffende Reiseberichte aus der „DDR“. Erich Kuby erhielt als einer der wenigen Ausgewählten vom „Presseamt beim Ministerpräsidenten“ (Grotewohl) die Erlaubnis, in die Ostseebäder zu fahren, nach Rossendorf, wo der erste Atomreaktor auf deutschem Boden errichtet wurde, nach Cottbus zu dem berühmten Generalsuperintendenten Jacob und sogar mit der „Nationalen Volksarmee“ durfte er Kontakt suchen. Vertrauen ehrt und wird von Kuby auch mit einigen erstaunlich naiven Meinungsbekundungen über die Souveränität der „DDR“ honoriert. Es bestehe „Partnerschaft“ zwischen ihr und der Sowjetunion, meint Kuby. Wer Otto Nuschke eine „tragische“ Figur nennt, vergißt die Rolle, die er nach SED-Regie nur allzu willig spielt und besonders am 17. Juni spielte. Wer die „Nationale Volksarmee“ freispricht von militaristischen und nationalistischen Zügen, hat sich etwas erzählen lassen. Wer ernstlich behauptet, die Rekrutierung gehe ohne Zwang vor sich, ignoriert einige Zehntausend jugendliche Flüchtlinge, die deswegen Heimat und Arbeit verloren, weil sie nach Entlassungsandrohung nur noch den Weg durchs Kasernentor vor sich sahen. Erich Kuby untersucht in der ausführlichen Darlegung seiner Ansichten über den westdeutschen Militarismus auch nicht, warum diese Flüchtlinge das westliche Kasernentor nicht fürchten. Kuby folgt dort der kommunistischen Propaganda, wo er Ursache und Wirkung

vertauscht. Wie denn, hat etwa eine revan- chelüsterne Bundesrepublik, unterstützt von einem imperialistischen Amerika, den Stalinismus gezeugt?

Der Mut des Reporters Kuby, seine Beharrlichkeit und seine Vorurteilslosigkeit gegenüber „dem Osten“ sind zu preisen. Kaum ein westlicher Beobachter durfte sehen, was er sah. Dumm und primitiv wäre es, ihn deswegen als heimlichen Kommunisten zu verdächtigen. Wie er die verheerenden Folgen der Kollektivierung der Landwirtschaft der „Zone“ schildert, das ist sachlich, genau und zudem anschaulich. Aber Kubys Vorurteilslosigkeit versagt gegenüber „dem Westen“. Sein Ärger über den Personenkult um den Bundeskanzler Adenauer herum verführt ihn dazu, das ganze Phänomen „Bonn“ unter Ärgerspersion zu sehen. Wir wollen doch aber lieber die Kirche auch im Dorfe Bonn lassen und anerkennen, daß diese fragmentarische Bundesrepublik Deutschland der bisher gelungenste Versuch mit der Demokratie ist, den wir Deutschen in unserem Vaterland machen durften. Die Wirkung, die man sich vom Titel versprechen darf, geht also leider von dem Buch nicht aus. Es verwirrt mehr, als daß es klärt. Was es an direkten Beobachtungen über die beiden „Wartesäle“ zusammenträgt, ist zumeist treffend und interessant. Die überlangen politischen Leitartikel verlieren sich in einer ermüdenden politischen Ressentiment-Metaphysik. Es lebe der protestgeladene Journalist Erich Kuby, wir brauchen ihn. Möge er noch viele Reportage-Reisen durch „des Deutschen Vaterland“ machen. Der Buchautor Kuby aber steht ihm dabei nur im Wege.

Berlin

Thilo Koch

BESCHREIBUNG ALS LEIDENSCHAFT

Dolf Sternberger: Über den Jugendstil und andere Essays. Claassen-Verlag, Hamburg 1956. 248 Seiten. 15,80 DM

Ohne Zweifel das Anliegen Dolf Stern-

bergers, das in seinen neuen Essays sich formuliert und erprobt, eliminatorischer Art. Beabsichtigt wird, wie der Autor in seinem Vorwort schreibt, am Materialangebot der Bildungsgeschichte die Erfahrung zu gewinnen, „was der Mensch sein kann, und von neuem zu ergreifen, was er sein soll“, denn „es ist die Natur des Menschen, stets auf dem Wege zu seiner Natur zu sein, und dieser Weg ist seine Geschichte“. Wer frühere Arbeiten Sternbergers gelesen hat, weiß zumindest, was ihn – auch hier – nicht erwartet, nämlich die behäbige oder schnoddrige Dezimierung des Überlieferten im Gewaltstreich des Schemas, welches uns alle vor den Problemen retten möchte, indem es sie angähnt. Aber als die Voraussetzung sauberen Denkens erweist sich keineswegs die Lösbarkeit, sondern allenfalls die Ermittlung der Fragen. Auch Theorien sind Herausforderungen. Wo sie unterbleiben, schlägt auch die Realität nicht mehr zu. Die unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt der Aufhellung historisch geformter und andauernder Sinnfiguren menschlichen Selbstverständnisses verfaßten Essays von Sternberger liefern ein vergleichsweise seltenes Beispiel für eine derartige Theoretik, die das Betrachtete noch in seiner Bezeichnung, den anvertrauten Gegenstand in seiner abstrakten Verfremdung wach und am Leben erhält; die eben im unablässigen Wechselschritt von der Anschauung zur Beschreibung, vom Motiv zu seiner Aufklärung ihr Verfahren als einen Versuch ausweist, dem Geschichtlichen beizukommen, ohne in Geschichte zu verfallen.

Wohl am geglucktesten und eindringlichsten enthüllt der große Essay dieses Bandes „Über den Jugendstil“, der dem Buche auch den Titel verlieh, Eigenart und Fruchtbarkeit von Sternbergers Blick und Untersuchungsweise. Dem Autor kommt es hier, wie er selber sagt, nicht auf die „antiquarische Rekonstruktion dieser fünf oder zehn Jahre um die Jahrhundertwende an“, der neu zu bildende Begriff vom Gehalt und vom Wesen dieser Ausdrucksbewegung

müsse vielmehr „fähig sein, . . . die Geister selbst beim Namen zu rufen“. Was Sternberger nun zur Gewinnung eines solchen Begriffes beiträgt und aufbietet, sind weniger bisher unbekannte Tatsachen und Geschehnisse, in denen sich ein klareres Gesamtbild spiegelte, denn die Genauigkeit und die Beharrlichkeit, kraft deren aus einem einzelnen, hervorstechenden Symptom, dem „Ornament“, die Züge und Linien, die künstlerischen Kräfteschichtungen und geistigen Fundamente des Vergangenen herausgeläutert und zueinander in Beziehung gebracht werden. An die Stelle einer Aufzählung der Sachen ist die „Physiognomie“, an die Stelle des historisierenden Referats ist die topographische Ordnung getreten, welche das innere Gelände eines Zeitabschnitts in der Richtung seiner menschlichen Gebärden ausmißt. „Nicht das Ornament hat darum das Seelenleben dieser Zeit ‚ausgedrückt‘, sondern die Menschen haben das Leben des Ornaments geführt, die Seelen waren selber zu Ornamenten geworden“ –: dieser Satz enthält ebenso Sternbergers Deutung des Jugendstils wie auch einen Hinweis auf die von ihm bevorzugte und gehandhabte Methode der Auslegung. Wenn man, wie der Autor es tut, jeweils davon ausgeht, daß die „Wahrheit in der Zukunft liegt“, neigt man dazu, ihre gegenwärtigen Manifestationen und Ansprüche unter dem Aspekt des Zeichens, des Vor-Zeichens zu verstehen. Die dem Zeichen angemessene Weise der Beobachtung und der Feststellung ist die Deskription. In der Tat beschreibt Sternberger die Phänomene, um ihnen nahezukommen. Aber die Beschreibung eines Sachverhalts ist nicht identisch mit der Erschließung seiner Wahrheit. Was in der Deskription aufleuchtet, sind Signale, Reflexe, Modellwerte. Folgerichtig erfüllt sie sich daher im „Vexierbild“, zu dem Sternberger sich bekennt. Das angeschaute Rätsel geht so nahezu bruchlos in seine Darstellung ein; wird aufgenommen in deren Mitte. Die Dinge werden umkreist und zur Figur verwandelt, an deren Konturen die Leidenschaft des „Physiognomikers“

spielt und sich bestätigt. Aber ihre Sehnsucht nicht bloß „Bild“, sondern auch Problem zu sein, bleibt ungestillt. In fast allen Aufsätzen dieses Buches, von der instruktiven Abhandlung „Über die Kunst der Photographie“ bis zu den schönen und ausgewogenen Gedächtnisarbeiten für Herbart, Basedow und Comenius, waltet solche ungestillte Sehnsucht der Themen, der Stoffe und

der Zusammenhänge. Ein keinesfalls unbedingter, immerhin jedoch ein nachdrücklicher Beweis dafür, daß in einer Methode nicht allein ein Gegenstand, sondern ebenso sehr eine Wahrheitsmöglichkeit sich ausliefert an das Definitionsvermögen des Menschen. Keine Perspektive zeugt mehr Welt, als ihre Anwendung fassen kann.

München

Günther Busch

FORUM

Festspiele auf österreichisch

Zusammengeklappt und naß lehnen die Stühle an der Wand des Residenzhofes; durch ein barockes Oval werden Kabel geschleust, und die Plakate hängen in langsam sich erweichenden Fetzen: wo vor ein paar Tagen noch Mozart und Rameau erklangen war, da ist nun die Tüchtigkeit am Werke, da wird abgebaut, und ein unabsehbar rieselnder Regen kommt aus trübem Gewölk. Die Saison ist vorbei: war sie erfolgreich? Das fragt man sich in Salzburg, wie man sich in Bregenz und im Juni in Wien nach den Festwochen gefragt hatte. Die Antwort ist immer die gleiche: es sollte noch besser werden. Im nächsten Jahr! Und wieder ist ein Lebensjahr abgeschrieben.

Die drei Hauptspielorte Österreichs unterscheiden sich dabei grundsätzlich voneinander. Der erste ist unzweifelhaft Salzburg gewesen, wo in den zwanziger Jahren ein paar kunstliebende Männer die Barockschönheit der Stadt als Kulisse entdeckten. Hofmannsthal, Reinhardt, Hermann Bahr, ein aufgeweckter Regierungsvorstand – ihnen allen war es klar, daß es kaum einen Platz geben konnte, der mehr nach Spiel und Musik verlangte als diese Stadt. Das Besondere an ihr ist die Diskrepanz zwischen Architektur und Bevölkerung: diese, bajuwarisch-derb und nicht eben musisch veranlagt, was alle hier geborenen Künstler, wie Mozart, Makart oder Trakl, haben fühlen müssen, wurde mit einer Stadtlandschaft beschenkt, die ungewöhnliche Feinsinnigkeit und einen wachen Begriff vom Geist vorauszusetzen scheint.

Es waren eben nicht die Salzburger, die sich ihre Stadt gebaut haben, sondern ihre Herrscher, welche Bischöfe und zugleich Fürsten und dieses oft mehr als jenes waren. Einer von ihnen, Wolf Dietrich von Raitenau, schuf das eigentliche Stadtbild: Dom, Residenzplatz, den Rosse-Brunnen, die lichten Plätze, in denen sich der Himmel spiegelt (und er starb selbst als Gefangener auf der Salzburger Festung). In der langen Reihe von mehr als achtzig Bischöfen vor der Eingemeindung Salzburgs in die Monarchie Österreich-Ungarn gab es einen einzigen Nichtadeligen – und dessen Großzügigkeit den Bürgern gegenüber wurde von seinen Nachfolgern alsbald wettgemacht, die ihre absolute Autorität wieder aufrichteten.

Das war, für die heutige Stadt, ein Glück: denn die souveränen Bischöfe, mit Weitblick, Kunstsinn und Prunkwillen begabt, oktroyierten den Salzburgern jene Architekturräume, die heute das Eigentliche der Stadt ausmachen. Die Bürger waren niemals recht zufrieden, und selbst heute, wo Salzburg längst ein Teil des kleinen Österreichs ist, herrscht noch das übliche Murren und Raunzen gegen die obere Gewalt. Die phantastischen Ausgrabungen um den Dom herum, die allen Kunsthistorikern zum Tort ergaben, daß in Salzburg in karolingischer Zeit schon eine fünfschiffige Basilika gestanden hatte, wie es im übrigen

deutschen Sprachbereich keine gab – selbst diese Ausgrabungen wurden von den Salzburgern mit der Bemerkung begleitet: man hätte für das viele Geld lieber Wohnungen bauen sollen, statt den Erdboden aufzureißen.

Auch mit den Festspielen mag es wohl ähnlich gegangen sein: es mußten begeisterungsfähige Männer von weit her kommen, um eine Einrichtung zu schaffen, die heute nicht mehr wegzudenken ist. Dabei riefen doch Salzburgs Bauten laut genug nach einer Unterstreichung durch das Theater, nach einer Belebung und Erheiterung hohen Grades – und darin ist die Stadt den andern Festspielorten überlegen, daß sie eine Kulisse liefert, die dort fehlt.

Bregenz: gewiß, es besitzt seinen See. Aber die Idee, in ihm Inseln auf Pfählen zu errichten, um darauf zu spielen und die Zuschauer vom Ufer aus dem Spektakel folgen zu lassen, ist nicht organisch. Sie hätte auch an andern Stellen verwirklicht werden können und schmeckt ein wenig nach Managertum, dem der skurrilste Schauplatz eben recht für eine Kunstübung ist. Bregenz geht denn auch auf die Massenwirkung aus, und wer so einen Sommer dort gesehen hat, der trifft ohne Schwierigkeit die Unterscheidung: Junge Herren mit Kreissägen auf dem Kopf, rotwippende Blumen darauf, sind hier keine Seltenheit, dazu gewichtige Mädchen und jenes Gros von Autotouristen, das in Hemdärmeln und oft genug Hosenträgern durch die Gegenden fährt, überall kurz verweilt und nach einigen Tausend Kilometern gesättigt von Leere wieder nach Hause zurückkehrt. Es sind meist fleißige Leute, die in einem Tag mehrere Dome und dazu ein paar Schlösser erledigen, ihre Erlebnisse gern und laut begießen und nicht vergessen, in den von ihnen heimgesuchten Lokalen auf ihrem Daseinsrecht zu bestehen. Der Mann, der auf einer Speisekarte das Menu mit 6.— ausgeschrieben fand und mit Appetit verzehrte, beim Bezahlen aber nicht wahrhaben wollte, daß es sich hier um D-Mark handelte und nicht um Schilling, wie er füglich in Österreich hätte erwarten dürfen, ist kein Einzelgänger. Er bestand auf seinem wohlbegründeten Schein, obwohl ihm der Preis in Schilling verdächtig niedrig hätte erscheinen müssen.

In Salzburg hingegen geht alles vornehm vor sich. Hier haben infolgedessen Oberkellner und Taxichauffeurs das Oberwasser. Leider nutzen sie die Zurückhaltung der Gäste mitunter zu peinlichen Übervorteilungen aus, was dann im Endeffekt, vereint mit dem Verhalten mancher Gaststätten und Hotels, dazu geführt hat, daß die Fremden Salzburg zu meiden beginnen. Das ist schade, denn sie bringen sich um herrliche Genüsse, aber es ist auch wieder begreiflich und hat bereits die österreichische Öffentlichkeit auf den Plan gerufen. Was aber vermag sie gegen boshafte einzelne, die beschränkt genug sind, nicht einzusehen, daß sie sich selbst um ihre Zukunft bringen? Was gilt gegen einen Betrug die Scham von Hunderten Österreichern?

Auch in Wien wurden leider gegen Ende der Saison ähnliche Ausschreitungen festgestellt. Als Festspielstadt besitzt es ein ganz eigenes Requisitorium, welches die Provinzstädte nicht aufweisen können: es hat sich in den letzten Jahren allem Kleinmut zum Trotz in eine echte Metropole zurückentwickelt, die es gewesen war, als noch keine Weltkriege es hatten ein ebenen können.

Wien ist, wenn man so will, das ganze Jahr hindurch eine Fest-Stadt, wo Konzerte und Theaterereignisse nicht abreißen. Daß es neuerdings zu einer Kumulierung in den Juniwochen kam, bedeutet eigentlich nur eine Steigerung des ohnehin Vorhandenen, des Ortsüblichen.

Dementsprechend verändert sich auch das Bild der Stadt weniger als das der kleineren Städte durch die Besucher. Negerinnen mit gazellenartigen Fesseln oder Filmcracks kann man dort zu jeder Jahreszeit antreffen, und die Festspielbesucher haben nicht das Gefühl, hier in Kostümen auftreten zu sollen, die sie daheim nicht auszuführen wagen. Das tun sie

nur in Salzburg, während das katholisch betonte Vorarlberger Land sich wieder weniger dafür eignet, mit aufgelockerten Badeanzügen und im Schmucke von überlangen Buschhemden aufzutreten. Wien verlangt seinen Besuchern eine gewisse Etikette ab, man fällt im Theater mit einem hellen Homespun unweigerlich auf – viel mehr, als wenn man im Smoking oder gar im Frack zu Premieren erscheint. Der Fremdenstrom kann hier keine so trüben Fluten durch die Stadt wälzen wie andernorts.

Wobei nicht geleugnet werden soll, daß die exzessive Lebensfreude auch ihre Meriten hat. Nur ist eben die Stadt kein Schwimmbad, und was dort als selbstverständlich hingenommen wird, erhält auf der öffentlichen Straße eine falsche Akzentuierung. Es ist nun einmal so, daß ein beim Verlassen des Wagens unwillkürlich übers Knie entblößtes Bein mehr Sensation macht als eine ganze Badenymph am Strand. Aber diese Unterscheidungen haben sich offenbar weitgehend verloren, es ist etwas wie eine höhere Unschuld entstanden, die es ja endlich auch bewirkt hat, daß unsere Zeit eigentlich kein Laster kennt. Die Natürlichkeit hat Formen angenommen, die es nicht zur Verruchtheit kommen lassen.

Das hat viel für sich – wäre es nur nicht mit einer Vergröberung und billigen Vereinfachung gepaart. Die Natur liefert auf ihre Art ein Paradigma dazu. Wer zu beobachten versteht, hat sicher mit Kummer beobachtet, wie sehr sich die Kleintierwelt vermindert hat. Selten, daß man einen Molch kriechen findet, kaum noch gibt es Hirschkäfer mit ihrem märchenhaften Geweih, Schlangen sieht mancher das ganze Jahr keine, und die lieblichen Gaukler über dem Gebüsch und Gebäum sind zur Ausnahme geworden: eine wissenschaftliche Untersuchung hat ergeben, daß den Schmetterlingen die gegenseitige Erkennung durch Radiowellen und sonstigen elektrischen Unfug gestört wird. Früher konnten sie sich auf zwanzig Kilometer finden, heute liegt zwischen Annäherung und Vereinigung keine Spanne mehr. Die Feinheit der Fühler versagt. –

Was nun die Programme der drei Festspielstädte betrifft, so ergeben sie sich mehr oder weniger von selbst. Die Theater- und Musikstadt Wien wartet mit weltstädtischen Veranstaltungen auf, denen sich neuerdings Gastspiele anderer Länder gesellen, die den Charakter des Mondialen erfreulich unterstreichen. Salzburg hat es leider zu keiner weiteren Illustration seiner Stadtschönheit als durch den „Jedermann“ gebracht, obwohl doch die großartigsten Plätze sich der schöpferischen Phantasie anbieten. Es hat versäumt, eine fruchtbare Initiative zu entwickeln und etwa Werksaufträge zu vergeben. Auch das Karajanjahr 1957 hat nichts Neues gebracht, obwohl man sich von ihm manches erwartet hatte. Karajan ist vielleicht der einzige, der die für solche Zwecke nötigen Geldmittel bewilligt erhalten würde. Man läßt sich eben vom Genius des hier geborenen Mozart bestimmen und bietet im übrigen möglichst vollendete Aufführungen bekannter Werke, die aber an jedem andern Ort auch zelebriert werden könnten. (Besser so als eine falsche Volkstümlichkeit.)

In Bregenz hat man nach Operetten und Opern Ausschau gehalten, die sich die Zerdrehung auf dem Wasser und eine show-artige Vorführung gefallen lassen, und war bisher immer recht geschickt in der Auswahl, wenn auch zum Beispiel beim „Bettelstudenten“ Polen glattweg ans Meer verlegt werden mußte. Man hat daneben den Ehrgeiz entwickelt, alle Jahre Schauspiel-Uraufführungen zu starten, die von Burgtheaterkräften bestritten werden. In Bregenz ist wohl verständlich, daß diese Uraufführungen am Anfang der Saison stehen und dann durchgespielt werden, während Salzburg keinen rechten Grund hat, seine musikalischen und theatralischen Ereignisse so zu legen, daß die erste Hälfte der Saison im Blickpunkt der Presse der Welt steht und die zweite schmachlich untergeht, weil nur Gehabtes wiederholt wird. Man würde sicherlich klüger tun, sich auch noch für Ende August einiges Neue aufzusparen, statt die Saison müde, zu überdrüssig ausklingen zu lassen.

Wien verteilt seine Akzente gleichmäßiger und damit richtig. Auch ist dort die Organisa-

tion weit besser als in Salzburg, wo alle neben den Festspielaufführungen sich ereignenden Dinge unter den Tisch fallen. Wenige Besucher ahnen etwas von den hochgeistigen Hochschulwochen, die während des Augusts Koryphäen der Wissenschaft zu aktuellen, geistvollen Vorträgen vereinen; Dichterabende finden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, und hochinteressante Diskussionen, wie sie der Presseklub in diesem Jahr mit Karajan und den Regisseuren Schuh und Lothar bot, bleiben für die Öffentlichkeit unsichtbar. Wer's weiß, der geht hin – wer es nicht weiß, der erfährt es nicht.

Das ist ja wohl überhaupt ein Kernstück des Österreichischen, daß es sich selbst nicht darzustellen weiß und daß die schönsten, die kostbarsten, die ergreifendsten Sehenswürdigkeiten allein der persönlichen Findigkeit offen sind. Wer Augen hat zu sehen, der kann noch heute, wo Hunderttausende das Land durchströmen, verborgene Wunder entdecken. Das ist vom Fremdenverkehrsstandpunkt aus gesehen ein Fehler – aber es ist vielleicht der größte Reiz, den dieses seltsam begabte, seltsam andere und in seiner wirklichen Leistung mißkannte Land hat, dem Heuriger, Riesenrad, Dauerlächeln und Mehlspeisen als wesentliche Ingredienzien nachgerühmt werden, die doch praktisch kaum mehr als Kulissen sind, vor denen das eigentliche Leben sich abspielt.

Wien

Erik G. Wickenburg

NOTIZEN

HEINZ RISSE, geb. 1898 in Düsseldorf, erhielt im Jahre 1956 den Immermann-Preis der Stadt Düsseldorf. Von seinen letzten Veröffentlichungen nennen wir die Romane: „Große Fahrt und falsches Spiel“ (1956) und „Einer zuviel“ (1957).

Der Aufsatz von JÜRGEN RAUSCH (geb. 1910) über T. E. Lawrence gehört in den Zusammenhang eines in der Deutschen Verlagsanstalt erscheinenden Buches „Der Mensch als Märtyrer und Monstrum“. Frühere Veröffentlichungen u. a.: „Nachtwanderung“ (1949), „Ernst Jüngers Optik“ (1951), „In einer Stunde wie dieser“ (1953).

Die Nachdichtungen des Hohen Liedes von MANFRED HAUSMANN (geb. 1898) wer-

den im nächsten Jahre bei S. Fischer gesammelt erscheinen.

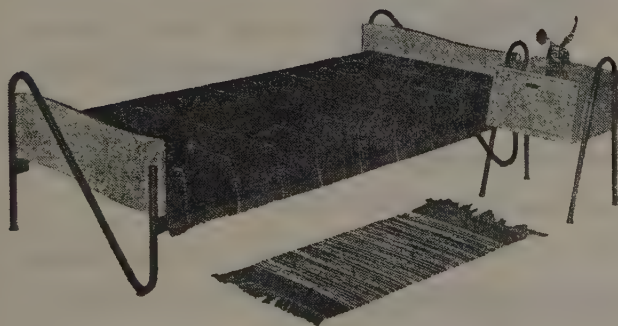
Von Prof. ERWIN REISNER, 1889 in Wien geboren, erschienen zuletzt die Bücher „Vom Ursinn der Geschlechter“ (1955) und „Krankheit und Gesundung“ (1956).

WALTER HEIST (geb. 1907) ist Leiter des Presseamtes Mainz. Seine kürzlich beendete Übertragung des Werkes von Bernanos „Die Großen Friedhöfe unter dem Mond“ wird der Hegner-Verlag herausbringen.

EBERHARD HORST, geb. 1924 in Düsseldorf. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen.

Neue Wege

DER WOHNRAUM-
GESTALTUNG MIT
STAHLROHR-MÖBELN



L. & C. ARNOLD

SCHORNDORF-WÜRTT. und KEMPEN-N'RHEIN

Soeben erschien:

CARL HEINZ RATSCHOW

Der angefochtene Glaube

Anfangs- und Grundproblem der Dogmatik. 328 Seiten. Leinen 28.— DM

Der große Gedanke des „Römerbriefes“ von Karl Barth war es, die Theologie an die Andersartigkeit Gottes zu erinnern. Sie hatte Erinnerung nötig, weil sie in der Gefahr stand, sich an menschliche Einsichten und Maßstäbe zu verlieren. Mit Ratschows Werk wird eine bedeutsame Revision dieses Weges begonnen. Denn in einem Augenblick, da die Theologie den Boden dieser Welt unter den Füßen zu verlieren droht, ist nichts notwendiger, als sie an die Knechtsgestalt der göttlichen Offenbarung und damit an die Anfechtung des Glaubens zu erinnern.

Ratschows Werk, so können wir ohne Furcht vor allzu starker Vergröberung zusammenfassend sagen, ist ein gelungener Versuch, der die richtigen „Mittelbegriffe“ findet und dadurch zeigt,⁷ daß hier nicht ein Kompromiß zwischen existentialistisch gefärbten und historisierenden Systemen vorliegt, zwischen Bultmann und Pieper, sondern eine von Grund auf durchdachte Neufundierung lutherischen theologischen Denkens.

Klaus Tüchel in „Informationsblatt für das niederdeutsche Luthertum“, Hamburg

Ihr Buchbändler wird Ihnen das Werk gern vorlegen

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH



HERZLICHES WOHLBEHAGEN

Kurgast im festlichen Herbst

mit den naturwarmen

Quellen von

BAD SALZUFLEN

TEUTOBURGER WALD



HERZ UND KREISLAUF

Prospekte: Reisebüros u. Kurverwaltung

In Kürze erscheinen:

WALTER LEIBRECHT

Gott und Mensch bei J. G. Hamann

Sammlung wissenschaftlicher Monographien 59. Band. 168 Seiten. Leinen 16.80 DM

In diesem Werk wird der Versuch einer Gesamtdarstellung der Glaubensgedanken Johann Georg Hamanns unternommen. Nichts erscheint so schwierig, und zugleich ist kaum etwas notwendiger als eine derartige Untersuchung. Die Eigenart der Gedanken und der Veröffentlichungsart Johann Georg Hamanns bringt es mit sich, daß anscheinend nur einzelne Komplexe seines Denkens und Glaubens greifbar hervortreten. Eine Gesamtschau fehlt. Die Arbeit zeigt, daß die kleinen Schriften Hamanns aus einer großen Gesamtansicht von Gott und Welt heraus interpretiert werden müssen. Das Sprachphänomen tritt notwendigermaßen in den Mittelpunkt. In ihm sammeln sich die verschiedenen theologischen Materialien wie in einer Linse. Als Handbuch der Hamann-Forschung wird diese Arbeit unentbehrlich sein.

HELMUT THIELICKE

Offenbarung, Vernunft und Existenz

Studien zur Religionsphilosophie Lessings

3. überarbeitete Auflage 1957. Etwa 176 Seiten. Kartoniert etwa 9.80 DM

Über die Bedeutung dieser Untersuchung sagt Otto Mann in seinem großen Lessing-Buch „Lessing – Sein und Leistung“:

„... Erst Thielicke in seiner Untersuchung dringt zu dem Verständnis der Sache selbst vor ... Die Marksteine neuer Lessing-Forschung, Bekundungen eines neuen Wissenschaftsgeistes, sind die Untersuchungen von Thielicke und Kommerell. Hier ist das Einordnen aus höherer Sicht überwunden durch den Willen zur Sache selbst. Die Erkenntnisstellung eines Lessing oder Herder wird hier wiederholt, geschichtliche Gestalt und Leistung werden in ihrer vorbildlichen Größe gesichtet. Thielicke und Kommerell vollziehen entschieden diese kopernikanische Wende, uns mit Lessing zu messen, unsere Auffassungen durch ihn zu relativieren.“

Ihr Buchbändler wird Ihnen die Bücher nach Erscheinen gern vorlegen.

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

Zur rechten Stunde: ECKART-BÜCHER · Herbst 1957

FOCKO LÜPSSEN

Palästina

Bilder einer Reise. 137 Seiten, mit 128 meist ganzseitigen Fotos von Vincent Böckstiegel und Focko Lüpsen, Gln. mit Schutzumschlag, in stofffestem Kartonschuber, DM 9.80.

Das schönste Palästina-Buch seit 30 Jahren jetzt als einmalige, ungekürzte, verbilligte Sonderausgabe in der Reihe DER SIEBENSTERN.

WOLFGANG SCHÖNE

Das Gottesbild im Abendland

Mit Beiträgen von Wolfgang Seböne, Hans Febr. von Campenhausen, Johannes Kollwitz

(Reihe „Glaube und Forschung“ Bd. 15) 248 Seiten, davon 72 Seiten Bildteil, Gln. mit Schutzumschlag, DM 18.—

Eine erregende und neuartige Darstellung der Wandlung des Gottesbildes im Abendland, damit ein hervorragender Diskussionsbeitrag zur Kulturgeschichte des Christentums, ausmündend in leidenschaftlichen Thesen zur gegenwärtigen Kunst.

KURT IHLENFELD

Rosa und der General

Eine Ballade in 14 Bildern, 117 Seiten, Gln., DM 3.50 (Eckart-Kreis-Reihe Bd. 15)

Das spannende Schauspiel ist ein gewichtiger Beitrag zur Überwindung des atheistischen Materialismus.

KURT IHLENFELD

Wintergewitter

Roman, 20. Tausend, 824 Seiten, Gln., DM 9.80

Reihe DER SIEBENSTERN - BERLINER LITERATURPREIS

HARALD V. KOENIGSWALD

Die helle Stunde

Ein Advents- und Weihnachtskalendarium. 96 Seiten, davon 6 wertvolle Kunstdrucke, Gln., DM 3.50

(Eckart-Kreis-Reihe Bd. 16)

Der ideale Begleiter durch die Advents- und Weihnachtszeit für Menschen jeden Alters.

HARALD V. KOENIGSWALD

Uns ruft ein Licht

Weihnachtserzählungen aus dem Osten. 92 Seiten, Gln., DM 3.50 (Eckart-Kreis-Reihe Bd. 14)

Christliche Poesie, die der Versöhnung dient. Eine kleine, viel Freude bringende Kostbarkeit.

MATTHIAS CLAUDIUS

Die Erde ist doch schön

Herausgegeben von Hans Jürgen Schultze. 400 Seiten, davon 8 Porträtzeichnungen, Gln., DM 14.60

Für den lärmüberfluteten Zeitgenossen „eine der besten Medizinien. Ein Buch, das Nervenärzte verschreiben müßten.“ (Rheinischer Merkur)

KURT IHLENFELD

Kommt wieder, Menschenkinder

Roman, 3. Auflage, 680 Seiten, Gln., DM 14.80

Der große pädagogische Großstadtroman.

Verlangen Sie bitte unsere Einzelprospekte und bei Interesse Probenummern unserer Vierteljahresschrift ECKART (26. Jahrgang)

ECKART-VERLAG · WITTEN UND BERLIN

Das Kleine Buch

Russische Gedichte

Deutsch von Hans Baumann. 80 Seiten. Das Kleine Buch Nr. 106. Geb. 2.20 DM

Erlesenes russischer Lyrik aus anderthalb Jahrhunderten von Puschkin und Tolstoi bis zu Mereschkowski und Prokowjew; von Lermontow und Maikow bis zu Bunin und der Zwetajewa. Bei uns kaum bekannt, überraschen diese Gedichte durch die Tiefe des Naturerlebens, die bildhaften Vergleiche und eine fast mystische Heimatliebe. Die einführende, sprachlich hervorragende Übersetzung vermittelt Gehalt und Stimmung der Originale in ungewöhnlicher Ursprünglichkeit.

Wiener Papageienbüchlein

von Joachim Günther. 23 Seiten Text, dazu 25 ganzseitige Farbtafeln nach Aquarellen von L. Brunner und L. Stoll. Das Kleine Buch Nr. 101. Geb. 2.20 DM

Vor rund hundert Jahren haben zwei Wiener Meister für ihren tier- und kunstliebenden Kaiser Ferdinand Papageienaquarelle aus dem Geist der erwachenden Naturwissenschaften und der Kunstgesinnung ihrer Zeit geschaffen. Es sind gelungene Abbilder, ja richtige Papageienporträts, farbstarke kleine Kunstwerke, klassisch in ihrer Art. Als eine Folge bunter Bildtafeln voll exotischen Zaubers kommt das Büchlein dem modernen Bedürfnis nach elementaren Farbreizen entgegen.

Chinesisches Tapetenbüchlein

15 Seiten Text von Guang Shi Gao, dazu 6 zweiseitige Farbabbildungen, 7 einseitige Farbabbildungen und 10 Schwarzweißabbildungen. Das Kleine Buch Nr. 105. Geb. 2.20 DM

Papiernes Wunder zweitausendjähriger Wohnkultur, Meisterstück handwerklichen Könnens und subtilen Geschmacks; Ruhm der besetzten Darstellungskunst unbekannter, schlichter Maler durch viele Jahrhunderte; seit ihrer Entdeckung für Europa anregendes Vorbild fürstlicher Tapeten und Fayenceindustrie: noch heute im Ursprungsland als in den Bildmotiven nie veraltend geschätzt. Das Bändchen variiert für den Kunstfreund in Wort und Bild das Thema ostasiatische Malerei.

Einen ausführlichen Prospekt anlässlich des Jubiläums der Reihe „Das Kleine Buch“ erhalten Sie bei Ihrem Buchhändler

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G



Danzig, Rathaus

Aus der Monatszeitschrift

DER EUROPÄISCHE OSTEN

Herausgeber: Edmund von Gordon

Die große repräsentative Zeitschrift – Namhafte Mitarbeiter
Politische Artikel – Fotos – Zeichnungen – Probeheft kostenlos
München, Adalbertstr. 96/I

Soeben erscheint das ebenso dokumentarische wie polemische Buch des Verfassers berühmt gewordener Romane, wie „Und was bleibt ist der Mensch“, „Daniel in der Löwengrube“, „Solange wir lieben“ mit fast einer Million Auflage –

KURT ZIESEL

Das verlorene Gewissen

Hinter den Kulissen der Presse, Literatur und ihrer Machttträger von heute
Etwa 300 Seiten, Leinen etwa 10.– DM

Ziesel wendet sich gegen die Verantwortungslosigkeit, den Opportunismus und den Geschäftsgeist eines großen Teils jener Männer, durch deren Feder der „Geist unserer Zeit“ fließt, und deckt die vielfach unbekannten Interessenverflechtungen auf.

An diesem Appell zur Anständigkeit und Lauterkeit geistiger Eliten werden sich in Deutschland die Geister scheiden. Der Leser findet Auseinandersetzungen und Begegnungen mit Gottfried Benn, H. F. Blunck, Bernard von Brentano, Walter von Cube, Kasimir Edschmid, Paul Fechter, Werner Friedmann, Hans Grimm, Gunter Groll, Manfred Hausmann, Bernt von Heiseler, Hermann Kasack, Hermann Kesten, E. G. Kolbenheyer, Karl Korn, Thomas Mann, Walter von Molo, Rudolf Pechel, H. W. Richter, August Rucker, W. E. Süskind u. v. a.

J. F. LEHMANN'S VERLAG MÜNCHEN

Junge Autoren stellen sich vor

Der Verlag C. Bertelsmann gibt mit seiner neuen Buchreihe

OPUS I

im Rahmen der Carl Bertelsmann Stiftung jungen literarisch Begabten die Möglichkeit, ihre Erstlingswerke zu veröffentlichen.

Herausgabe und Honorierung werden aus Mitteln der Carl Bertelsmann Stiftung bestritten, so daß sich ein möglichst niedriger Ladenpreis ergibt, der Autor jedoch eine angemessene Honorierung unabhängig von diesem Ladenpreis erhalten kann. Die Ausstattung der Bände, die in einmaliger Auflage von ca. 3000 Exemplaren veröffentlicht werden: englische Broschur - Format 11 x 20 cm - holzfreies Papier. Bei positiver Aufnahme von Buchhandel, Presse und Leserschaft steht es den Autoren frei, ihr Werk später in gebundener Form bei einem Verlag ihrer eigenen Wahl erscheinen zu lassen.

Als erste Arbeiten legt der Verlag C. Bertelsmann vor:

HEINZ ALBERS	Landung ohne Ankunft. <i>Fünfzehn Erzählungen</i> <i>ca. 167 Seiten</i> <i>Englische Broschur 2.- DM</i>
WERNER HELMES	Die Scherbe des Bacchus <i>ca. 176 Seiten</i> <i>Englische Broschur 2,50 DM</i>
ALF LIERSE	Das Tabakhaus <i>ca. 160 Seiten</i> <i>Englische Broschur 2.- DM</i>

„Aller Anfang ist leicht“, sagt schon Schopenhauer. Selten jedenfalls hat man so viel getan, um jungen Autoren den Start zu erleichtern. . . Begrüßen muß man daher die neue Bertelsmann Buchreihe, die unter dem Titel OPUS I solche Autoren publizieren wird, von denen bisher „wenig oder nichts“ in Buchform erschienen. Süddeutsche Zeitung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

